

Liebe zum höchsten und vollkommensten Ausdruck, „damit er in allem“, um mit den Worten desselben Apostels zu schließen, — „den Vorrang habe, — denn es gefiel, daß in ihm alle Fülle wohne.“ (Eph. v. 19.)

Moderne Leben Jesu für das Volk.

Von Dr. Vinzenz Hartl, St. Florian.

B. Harnack und seine Schule.

Im Wintersemester 1899/1900 hielt A. Harnack an der Hochschule in Berlin 16 religionsgeschichtliche Vorträge „vor einem Kreis von etwa 600 Studierenden aller Fakultäten“. Ein Theologe brachte dem gefeierten Professor, der seine Vorträge frei gehalten hatte, zu seiner Ueberraschung die Umschrift des Stenogrammes derselben und so entschloß sich Harnack, diese in ihrer ursprünglichen Form der Öffentlichkeit zu übergeben. So erschien 1900 bei Hinrich, Leipzig (8^o u. 189 S.), sein Buch „Das Wesen des Christentums“ — und es hat eingeschlagen! Auf meinem Exemplare lese ich: 52. Tausend! Allein das wäre noch das Geringste! „Die Vorlesungen sind ins Englische, Französische, Italienische, Japanische, Holländische, Norwegisch-Dänische, Schwedische und . . . ins Russische (?) übersetzt und in sehr zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften dort besprochen worden“ (Vorwort). Außerdem haben sie eine ganze Literatur von Leben Jesu hervorgerufen. Denn seit Er „es gewagt hat“, hat es noch gar mancher versucht und sich sogar zugetraut, was Harnack noch im Unklaren gelassen, deutlicher zu sagen; wozu Harnack noch ein für ewig erklärtes Fragezeichen machen zu sollen geglaubt hat, dort des Rätsels Lösung mit kühnem Mute zu versuchen. Erst dadurch kam es zu eigentlichen „Leben Jesu“; Harnack lag der Gedanke an ein solches ganz fern. In der Wiedergabe des so entstandenen Christusbildes können wir daher auf „Das Wesen des Christentums“ fast keine Rücksicht nehmen. Dagegen haben wir uns redlich bemüht, allen anderen, die im Sinne des Berliner Gelehrten ein populäres Leben Jesu schrieben, möglichst gerecht zu werden. Die Bedeutung, welche dieser Schule zukommt, mag es rechtfertigen, wenn wir bei der Charakterisierung ihres Christus etwas länger verweilen, als wir anfänglich beabsichtigten. Wir zählen hieher folgende Versuche:

Otto Rudolf, Lic., Privatdozent der Theol. in Göttingen: Leben und Wirken Jesu nach historisch-kritischer Auffassung. Göttingen 1905⁴ (4.—6. Tausend). kl. 8^o, 86 S. M. 1.—.

Schrenck, Erich von, Magister der Theologie: Jesus und seine Predigt. Vorträge für Gebildete. Göttingen 1902, kl. 8^o, 234 S., geb. M. 3.20.

Weinelt Heinrich: Jesus im XIX. Jahrhundert. 6. Tausend. Tübingen und Leipzig 1904, 8^o, 316 S., geb. M. 4.—.

Neumann Arno: Jesus, wer er geschichtlich war („Neue Pfade zum alten Gott“, herausgeg. v. F. Gerstung. 4.) Freiburg i. B. u. Leipzig 1904. 8°, 206 S., geb. M. 3.20.

Soden, D. H. Frhr. von: Die wichtigsten Fragen im Leben Jesu. (Ferienkurs-Vorträge). Berlin 1904. 8°, 120 S., geb. M. 2.60.

Bouffet, D. Wilh. (Göttingen): Jesus. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgeg. v. Fr. M. Schiele-Marburg, I. Reihe 2/3 Heft) Halle a. Saale 1904, kl. 8°, 103 S., 60 Pf.

Im folgenden werden wir etliche Male erwähnen:

Rasmussen Emil, Dr. phil. Cand. Theol.: Jesus, Eine vergleichende psychopathologische Studie. Uebertragen und herausgegeben von Arthur Rothenburg. Leipzig 1905, kl. 8°, 167 S., M. 2.50.

Es ist dieses Buch dasjenige, in dem sich die Kritik erbrochen hat. Ich bin einer solchen Gemütslosigkeit noch nirgends begegnet und ich fühlte mich zu sehr angeekelt, um es einer Würdigung für wert zu erachten. Freilich, die Kritik wird sich über diese Arbeit nicht ereifern dürfen: es ist ja im Grunde nur ihr legitimes Kind. Zur Beleuchtung der Denkipotenz des Verfassers genügt es, folgenden Satz wiederzugeben, der auch seinen Standpunkt grell beleuchtet: „Ebenso wie der Mensch, der an zwangsmäßigen Querkantenideen leidet, ein Querkulant ist, und wie der Mensch, der von zwangsmäßigen Größenwahnideen verfolgt wird, an Größenwahn leidet, so ist auch derjenige, der sich als Messias proklamiert, eine Prophetengestalt, eine Messiasnatur, d. h. ein Kranker“ (S. 135). Es ist ein trauriges Verdienst, diese Studie aus dem „skandinavischen Norden“ nach Deutschland verpflanzt zu haben!“

Auch E. Bonhoff: „Jesus und seine Zeitgenossen“ (geistes- und kulturgeschichtliche Bibliothek, das Heft M. 1.—) habe ich nicht berücksichtigt, weil dieses Heft nicht Jesu Leben, sondern sein „Milieu“ darstellt. Eine der traurigsten Karikaturen eines Lebens Jesu lieferte W. German (Jesus von Nazareth. Ein historisches Lebensbild. 3. Aufl. Schwäb. Hall 1904). Es ist nichts als ein Absud aus Paulus, Strauß und Rénan. Was er an „Quellen“ (!) nennt, hat er kaum gelesen außer dem „Judas Ischarioth“ der Elise Schmidt, von der er am Ende die falsche Schreibweise des Verräternamens profitiert hat, falls sie nicht sein eigenstes Verdienst ist. Ein Mann, der noch nicht einmal zählen kann (cf. IX mit 10), sollte es denn doch „nicht wagen“! Hätte Jesus nur halb so fade gesprochen, wie German ihn paraphrasiert, so wäre sein Werk an innerer Langweile zugrunde gegangen. Aber nach dem Gesetze der sieghaften Dummheit hat sein der akademischen Jugend (!) geweihtes Buch bereits die dritte Auflage erlebt! Wir können den ernst zu nehmenden Verfassern nicht die Beleidigung zufügen, diese Arbeit mit in Betracht zu ziehen, zumal sie auch mit der Harnackschen Richtung nur wenig gemein hat. — Doch nun zurück zu Harnack und seiner Schule!

Für Harnack ist die Tatsache, daß sich Jesus für den „Sohn

Gottes" (im uneigentlichsten Sinne!) hielt, ebenso unzweifelhaft wie unerklärlich: „Wie er zu diesem Bewußtsein der Einzigartigkeit seines Sohnesverhältnisses gekommen ist, wie er zum Bewußtsein seiner Kraft gelangt ist und der Verpflichtung und Aufgabe, die in dieser Kraft liegen, das ist sein Geheimnis und keine Psychologie wird es erforschen . . . Hier hat alle Forschung stille zu halten" (81). (Das war ein deutlicher Wink! Aber nur „einer" hat ihn verstanden, Bernle! [siehe unten]). Auch das Sohnesbewußtsein vorausgesetzt, werden wir nach ihm „niemals ergründen, durch welche innere Entwicklung Jesus von der Gewißheit, der Sohn Gottes zu sein, übergegangen ist zu der anderen, der verheißene Messias zu sein" (87). Ich glaube, hier hat Furrers Jesus mitgeholfen, daß dies dennoch versucht worden ist; denn wir waren in der nicht gerade angenehmen Lage, eine ganze Anzahl von Namen zu nennen, deren Träger den Beweis geliefert zu haben glauben, daß nicht nur „ein Prophet es versuchen könnte, den Schleier zu heben" (Harnack 82), sondern auch ganz alltäglich denkende Gelehrte.

Im übrigen aber haben diese Herren sich bestrebt, an dem Bilde Jesu, soweit Harnack es entworfen hat, so wenig als möglich zu ändern. Ihr Verdienst scheinen sie lediglich darin zu suchen, daß sie es gewagt haben, „den Schleier zu heben". Wenn ich mich aber nicht ganz täusche, so wäre es Harnack, dem Meister, tausendmal lieber gewesen, wenn sie mit seiner wohlberechneten Verhüllung etwas diskreter verfahren wären! Sein Standbild Christi war für den Schleier berechnet gewesen! Daß andere aus vorwizigem Unverstand die wohlthätige Hülle entfernten, das mag wohl gut gemeint gewesen oder einer unschuldigen Eifersucht entsprungen sein, — ist aber nur ein Beweis dafür, daß auch Harnack alle Ursache hat zu beten: Herr, beschütze mich vor meinen Freunden! Was Harnack meisterhaft verhüllt, das haben ungeschickte Racheiferer — auch Universitäts-Professoren sind eben nicht immer praktisch! — mit plumpem Finger entblößt, weil es ihnen entgangen war, daß das Meisterhafte — der Schleier gewesen, den Harnack über sein Modell geworfen. Nimm die Hülle weg — und übrig bleibt die Puppe! Harnack hat in großen, genialen Zügen entworfen, sein Werk war für die Ferne berechnet. In die Nähe gebracht, ging die Täuschung verloren und damit der Reiz und der Schein der Wirklichkeit. Indem also Harnacks Schule, wenn wir sie so nennen dürfen, das Fragezeichen enträtseln wollte, das der Führer als *noli me tangere* erklärt hatte, hat sie unbewußt uns, den von ihm Getäuschten, den größten Dienst erwiesen. Alle Unbestimmtheit ist aalglatt und unanfaßbar; erst wenn sie greifbare Gestalt annimmt, zeigen sich die Schwächen.

Harnack wird es sich freilich verbieten, wenn wir ihm die Fehler seiner Verehrer und stillen Meider anrechnen würden! Wir sind denn auch ehrlich genug voranzuschicken, daß gar manches, was wir im folgenden tadeln, ihn, den Meister, direkt nicht trifft.

Allein er wird auch nicht leugnen können, daß ihn ein Bouffet und Soden und Weinel im ganzen denn doch richtig verstanden, im wesentlichen auf seinem Fundamente gebaut haben und, was er begonnen, in seinem Geiste zu vollenden bestrebt waren. Die allgemeinen Umrisse sind von ihm und alle haben sie respektiert. Was sie dazugegeben haben an wertvollem und wertlosem Materiale, zeigt immerhin irgendwie, was sich denn in solche Formen gießen läßt. Wir hinwiederum werden daraus schließen, was denn die Modelle selbst wert sind.

Mag auch ab und zu ein unechter Zweig auf den Stamm aufgeproßt worden sein, — der Baum in seiner Gesamtheit ist aus der Wurzel und dem Stamm gewachsen, den Harnack gepflanzt hat. Somit haben wir ein gewisses Recht, sowohl den ganzen Baum nach dem zu nennen, von dem die Wurzel und der Stamm herührt, als auch den Wert der ersten Pflanzung nach dem zu beurteilen, was daraus geworden ist. Wenn wir also zunächst nach dem entwickelten Baum schauen, so mag sich Harnack gedulden; wo wir von den Wurzeln sprechen werden, im Kapitel von den „Voreingenommenheiten“, dort werden wir ihm die gebührende Aufmerksamkeit schenken.

Bevor wir unseren Gegnern das Wort lassen, müssen wir noch ein modernes Werk nennen, das dem „Wesen des Christentums“ nicht nur der ganzen Anlage nach, sondern auch dem Geiste nach am nächsten steht. Wir meinen die „Anfänge unserer Religion“ von Dr. Paul Wernle, a. o. Professor an der Universität Basel (2. vermehrte Aufl., Tübingen und Leipzig 1904 (1. Aufl. 1901), 8^o und 514 S., geb. M. 8.—. Obwohl Wernle vielfach seine eigenen Wege geht, so ist doch auch ihm so viel gewiß, daß die „Entstehung des Messiasbewußtseins Jesu ein Geheimnis für uns ist“ (31). Wenn er aber dann behauptet, es sei nicht entstanden „durch verstandesmäßige Reflexionen“, sondern bloß „aus einfachem inneren Zwang“ (32), so geht er schon irgendwie über Harnack hinaus und übernimmt allein, von allen andern dieser Richtung verlassen, die Pflicht zu erklären, wie denn eine wirkliche innere Nötigung Jesu unmittelbar ein Selbstbewußtsein aufzwingen konnte, das mit ihm doch „gar nicht zusammenpaßte“ (36), weil sein Inhalt aus „lauter jüdischer Beschränktheit“ bestand. Ich kann mir auch nicht denken, wie denn Jesus an dem, was er aus unmittelbarer Nötigung übernahm, so lange herummeißeln, ja, es förmlich „zer schlagen“ und „umgießen“ konnte (36), wenn er nicht auch sich selbst umzugießen imstande war, oder in einem ewigen Zwiespalt zwischen seinem Selbstbewußtsein und seinem Denken leben wollte. Es ist doch vielsagend, wenn keiner der Titel, die er wählte, „seinen Beruf . . auch nur von ferne ausdrückt“ (38). In Wirklichkeit nimmt aber Wernle, ohne es merken, die „Reflexion“ als Bildungsfaktor des Messiasbewußtseins mit in Anspruch, wenn er zu dem „weil er mußte“

hinzusetzt: „weil sie (die Messiasidee) die Form für das Höchste, Letzte war“ (l. c.). Da übrigens sein Werk einerseits mehr ist als ein Leben Jesu, andererseits nicht so fast ein Leben Jesu, als eine Reflexion über ein Leben Jesu, so scheidet auch Wernle der Hauptsache nach aus der Zahl der Darsteller des Harnack'schen Christus aus.

Der verehrte Leser möge ja nicht glauben, daß wir in diesem zweiten Teile einem Furrer konservativere Gegner entgegenstellen werden! Wir sind gezwungen, nunmehr einer ganz freien Richtung das Wort zu erteilen. Einer ganz freien? Ja, ist denn ein Furrer noch nicht ganz frei? Hat er denn nicht mit Ausnahme des Gottesglaubens den ganzen Lehrinhalt des Christentums über Bord geworfen? Gewiß! Aber dennoch gehört er noch nicht zu den „ganz freien“! Er steht noch viel zu sehr im Banne jener Ehrfurcht vor Christus, die ihm aus den Tagen der Kindheit geblieben, allerdings zu seinem historischen Jesus etwa so paßt, wie ein gold- und perlenbesäter Königsmantel zur splinternackten Ebenholzfigur eines afrikanischen Potentaten. Furrer setzt bei seinem Messias noch allzu viel Geistesklarheit und Konsequenz voraus; er hat es noch nicht gewagt zu denken und zu sagen: Jesus, mein Führer der Menschen zu Gott, ist nicht bloß auf dem profanen, sondern auch in seinem ureigensten, dem religiösen Gebiete, in seiner Idee von Gott hinter denjenigen weit zurückgeblieben, die seit der Reformation und besonders seit dem Aufblühen der Kritik sich nach ihm zu nennen inkonsequent genug sind. Furrer kann sich noch keinen andern Messias denken als einen, der, mochte er in Welt- und Natur-Anschauung noch so naive Vorstellungen hegen, dennoch in Hinsicht auf Gotteserkenntnis und Religion auf der Höhe unserer Zeit, ja überhaupt auf der höchsten Höhe gestanden ist. Darum muß er es sich von Bouffet sagen lassen, daß seine Vorträge „nicht in allen Positionen ganz gesichert sind“.

Während Furrer noch viel zu sehr Personenkultus treibt, entsteht für unsere ganz Freien bereits die Frage, die Schrenck (183) ausdrücklich aufwirft: „Gehört Christus ins Evangelium?“

Harnack (S. 91) verneint sie klipp und klar. „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein.“ Seine Schule ist hier etwas zurückhaltender und modifiziert seine Antwort ein wenig.

Schrenck antwortet auf seine Frage ungefähr: So, wie die Brücke zur Burg! Wer einmal in die Gemeinschaft mit dem Vater-Gott eingetreten ist, sich von Jesus zu Gott hat führen lassen, — für den liegt Christus hinter ihm, allerdings wie der, von dem er den Verkehr mit Gott gelernt hat. Freilich, Christus selbst, „der doch das Volk von der Vormundschaft der Schriftgelehrten befreite“, konnte um der Unmündigen willen „von seiner eigenen Führerschaft nicht absehen“ und nur in diesem Sinne „ist die Frage, ob Jesus in das Evangelium, wie er es verkündet hat, hineingehört, zu

bejahren“ (l. c.). Das heißt auf gut deutsch: In einem Evangelium, wie es Jesus gewünscht hätte, aber noch nicht offen vorzutragen wagte, also in einem Evangelium, wie wir es fassen müssen, hat kein Vermittler mehr Platz! Nur in dem Evangelium, wie es Jesus um der Unmündigen willen predigen mußte, hat er eine Stelle, weil ja „zwischen Gott und das gebeugte Menschenherz kein Dritter, auch Jesus nicht, zu treten braucht“ (Weinel 283).

Das ist der Fluch der bösen Tat! Luther meinte, er müsse das Priestertum als eine trennende Scheidewand zwischen Gott und Menschenseele niederreißen; diejenigen, welche mit Christus und Paulus auch diesen „Reformator“ in einem Atem zu nennen gewohnt sind, machen nun selbst vor Jesus nicht mehr Halt, — auch er würde nur trennen, nicht vermitteln! Allerdings, die übrigen genannten Ueberschriften sagen dies nicht so ausdrücklich, wie der vorlaute Weinel, — aber wohl nur aus demselben Grunde, um dessentwillen sich Schrenck (l. c.) so undeutlich wie möglich ausdrückt; jedoch finden sich bei ihnen alle jene Voraussetzungen, aus denen Schrenck und Weinel ihren Schluß gezogen haben: sie sind ja alle auch auf religiösem Gebiete über ihren Christus hinaus.

Wollten wir ihren Gegensatz zu Furrer kurz präzisieren, so müßten wir etwa sagen: Sie alle glauben mit ihm nur an den Vater-Gott mit Ablehnung des Richters; aber sie alle behaupten gegen Furrer mit Katholiken und Protestanten, daß sich Jesus Gott nicht nur als Vater, sondern auch, und zwar sehr energisch als Richter dachte. Nur schließen sie daraus nicht mit den gläubigen Kreisen: „Lasset uns festhalten an dem Gottesbilde Jesu“, sondern: In diesem Punkte führt uns „die Stimme Gottes in der Natur“ (Voussier) über Christus hinaus, der uns aber deshalb nicht etwa als seine Gegner, sondern erst recht als seine wahren Kinder und Geistesbrüder betrachten würde, wenn er noch lebte, weil wir ja ganz in seinem Sinne jene Konsequenzen aus seiner Lehre ziehen, die, obwohl in deren innersten Wesen begründet, ihm nur nicht als solche zum Bewußtsein gekommen waren, weil er zu kurze Zeit lebte oder weil in seiner großen Seele auch Ideen Platz hatten, die sogar mit seinen Grundgedanken unverträglich sind (cf. Schrenck).

Mag es also Furrer immerhin als ungleiche Behandlung empfinden, daß wir gerade sein Leben Jesu allein ganz separat unter die Lupe genommen; mögen es am Ende gar die oben genannten Herren als eine Zurücksetzung erachten, wenn wir im folgenden nicht auch jedem einzelnen unter ihnen dieselbe Aufmerksamkeit zuteil werden lassen wie dem Schweizer Evangelisten: für uns ist nicht die Zahl der Broschüren und Bücher, sondern der Auffassungen von Christo maßgebend.

Da nun alle genannten Autoren in der Gesamtauffassung übereinstimmen, so glauben wir uns berechtigt, ihre Lebensbilder auf ein gemeinsames von Harnack schon skizziertes Schema zurückzuführen.

Dabei wollen wir allen das Wort erteilen, und zwar stets gerade demjenigen, der bezüglich des in Frage stehenden Punktes nach unserem Urteile das Beste und Einwandfreieste geleistet hat. Wenn wir die minderentsprechenden, davon abweichenden Darstellungen der übrigen an solchen Stellen mit dem Mantel christlicher Nächstenliebe zudecken, so können uns ihre Urheber dafür nur dankbar sein.

Im allgemeinen können wir sagen: Den lebenden Christus hat ohne Zweifel Bouffet am besten gezeichnet; dem erlebten Christus ist Otto am meisten gerecht geworden; die Vorstudien für die Rekonstruktion des historischen Christusbildes hat von Soden am ausführlichsten besprochen; die Lehre Jesu Schrenck am eingehendsten behandelt; die Bedeutung Christi für uns Weinelt am offenherzigsten bloßgelegt. Das Wertloseste hat Neumann geleistet. Dem Verdienste gemäß wollen wir daher der Hauptsache nach Bouffet folgen, dessen Darstellung wir nur verlassen, wo wir es ausdrücklich bemerken.

I. Der Unterchristus der Ueberchristen.

— Die Urevangelien. —

Bouffet und alle oben genannten Autoren verzichten völlig darauf, ein eigentliches Lebensbild Christi zu entwerfen, weil wir ja „überall fast in Unsicherheiten und Vermutungen stecken“ (10), so lange wir nämlich mit ihm alles „als Wucherungen der Legende ausscheiden“ (26), was sich dem Inhalte nach von vornherein als dogmatische Legende ergibt“ (2) oder wo „ein absolut wunderbares, schlechthin unbegreifliches . . . Geschehen“, wo „Undurchdringliches“ (Harnack) vorliegt (26).

Mit einer solchen vagen Umschreibung des kritisch gesicherten Materials begnügen sich jedoch die übrigen, besonders Soden keineswegs. Diesem ist es auch darum zu tun, die Grenzen des Glaubwürdigen in unseren Quellen deutlich zu ziehen, das authentische Urevangelium zu rekonstruieren. Soden präsentiert uns sogar in extenso eine moderne Uebersetzung desselben (S. 24—37; 45—61). Selbstverständlich ist das Johannes-Evangelium davon gänzlich ausgeschlossen. Soweit in diesem überhaupt „Geschichte“ enthalten ist, hat sie ja doch nur den ausgesprochenen Zweck, „Transparent für tief sinnige Ideen, . . . Allegorie der Idee zu sein“ (Otto 15 f.), — auf eventuelle Reste echter Tradition in ihm können wir füglich verzichten. Kritisch wertvoll ist nur Markus, aber auch darin entdeckt Sodens Falkenauge auf den ersten Blick zwei scharf getrennte Teile, nämlich „die von Markus aufgezeichneten Erzählungen des Petrus“ (Ur-Markus S. 24—37) und daneben „eine Reihe von Berichten, die das Interesse verraten, Jesus als mit übermenschlicher Kraft ausgestattet zu zeigen“, die „vom Verfasser unseres Evangeliums zum erstenmale niedergeschrieben“, aus Erzählungen entstanden sind, „die eine lange Wanderung von Mund zu Mund, — von Land zu Land hinter sich haben“ (40). Ersterer Teil ist unbedingt verlässlich,

letzter bloß Zeuge des Gemeindeglaubens der 70er Jahre des ersten Jahrhunderts. Dem Urmattus steht aber völlig ebenbürtig „das Mt und Lk über Mk hinaus gemeinsame Gut“ (42), die Logiensammlung zur Seite, die auf Mt zurückgeht“ (62). Da diese ist vielleicht „das Echteste des Echten“ (Otto 20). Alles andere aber, besonders die Kindheitsberichte sind nicht „heilige Geschichte“, sondern „heilige Sage“ (Otto 22).

— Das Messiasbewußtsein. —

Als Kernpunkt für die ganze Auffassung des Lebens Jesu erhebt uns diese heilige Geschichte die Tatsache über allen Zweifel, daß sich Jesus als den Messias wußte und Messiasansprüche erhob und daß gerade darin die „Tragik“ seines Lebens zu suchen ist: „Weil er Messias sein wollte, sein mußte, . . . mußte er sterben“ (Soden 79 ff.). Wrede hat zwar beweisen wollen, daß Jesus niemals Messiasansprüche geltend gemacht habe; allein gerade sein mißglückter Versuch, auf dieser Grundlage „ein in sich psychologisch wahrscheinliches Geschichtsbild von den Jesu Auftreten bestimmenden Gedanken und dem ihm bereiteten grausamen Geschick zu zeichnen“, hat die Unererschütterlichkeit der Tatsache, daß Jesus Messias sein wollte, bis zur Evidenz bewiesen. Es bliebe sonst „immer unverständlich, wie die Jünger auf diesen kühnen Gedanken gekommen wären, ihren gekreuzigten Meister, in dem schlechterdings nichts von der jüdischen Messiasvorstellung verwirklicht war, entgegen seinen eigenen Intentionen als Messias zu proklamieren“ (Soden 70, Bouffet 82).

Wie kam nun aber „der Handwerksmeister von Nazareth“ dazu, diesen fatalen Anspruch zu erheben?

„Weil das Messiasbewußtsein die natürliche Konsequenz seines Wesens war“ (Soden 94). Jesus, dieser „durch und durch religiöse Genius“, erfaßte Gott zunächst als Vater, der aller Menschen Heil will und vor diesem Vater-Gottbegriffe verblaßte ihm alles andere. Diese Gewißheit von Gott dem Vater wurzelte in seiner ureigensten Erfahrung und darauf gestützt, verstand er es, auch „die heiligen Bücher seines Volkes . . . mit helleren Augen zu lesen als die Gelehrten und Religionstechniker“ (Otto 27 ff.), weshalb sein Vaterglaube auch hierin neue Nahrung fand.

Wenn er aber Gott als Vater dachte, so wußte er ihn in erster Linie als seinen Vater, und zwar in einem Maße, daß er dieses Sohnesverhältnis zu Gott mit keinem andern Menschen zu teilen gesonnen war, wie er sich denn überhaupt „als über den Menschen stehend empfand: Alle Menschen sind Sünder, nur er nicht; . . . niemand versteht Gott, er allein versteht ihn; alle bedürfen der Erlösung, nur er nicht“. „Jesus besaß eben ein sehr großes Selbstgefühl, das ihn über alle Autoritäten vor und nach ihm erhob“: über Propheten, über David und Salomo, über Könige, über Tempel und Sabbath, über Moses, über alle Engel. Selbst

die Beweiskraft seiner Wunder, auf die er sich doch berief, ist ihm angesichts seiner einzigartigen göttlichen Sendung ganz und gar zu minderwertig. So groß ist das Bewußtsein, das er von sich selbst hat, daß er sich trotz all dieser Ansprüche „als demütig von Herzen“ erkennt (Schrenk 154 ff.). Für ein solches Selbstgefühl gab es aber in der Offenbarung und im Glauben seines Volkes nur ein Äquivalent, — den Messias. So reift in seiner Seele langsam „aus der Verbindung einer bestimmten religiösen Ueberlieferung mit seiner einzigartigen persönlichen Erfahrung“ (ibid.) sein Messiasbewußtsein heran, das „in einer entscheidenden Vision“ (Bouffet) gelegentlich der Taufe durch Johannes zum Durchbruche kam. „In dem Augenblicke, wo er sich wie die anderen (vor Johannes) beugt, ward es ihm offenbar, daß er ein anderer sei als sie alle“ (Soden 96).

„Gesichts- und Gehörshalluzinationen, die aber zugleich Objektivierungen eines unnennbaren inneren Erlebens waren“, begründeten damals in ihm „jene stahlharte Gewißheit des verliehenen Berufes“, die an nichts mehr irre werden konnte (Otto 31 ff.).

Weil nun diese Gewißheit ganz seiner Natur entsprang, weil er wußte, „daß er selbst doch sein Wesen nicht geändert hat“, erkannte er sich jetzt nicht bloß als den gewordenen, sondern als den geborenen Messias (Soden) und es ist strittig (Soden gegen Bouffet), ob ihm nicht auch der Gedanke seiner Präexistenz, der ja im jüdischen Messiasglauben eingeschlossen war, falls er ihm überhaupt jemals aufleuchtete, ganz annehmbar erschienen wäre.

Trotzdem konnte Jesus seines Messiasbewußtseins nie recht froh werden. Immer mußte er sich sagen: Ich bin der Messias und bin es nicht! Er war nicht der Christus des Volkes nach der politischen und nationalen Seite hin! Der Christus aber wollte er nun einmal sein und nichts weniger; er wollte nun einmal „mehr sein als einer in der Reihe, auch in der Reihe der Propheten“ (Bouffet 87) und so sah er sich ob seines „Bewußtseins des Vollenders, hinter dem keiner mehr kommt“, auf einmal vor der Gestalt dessen stehen, der nach Dan. 7, 13 „auf den Wolken des Himmels, umgeben von seinen Engeln, wiederkehren wird“ (Bouffet 95). Da also Jesu „souveränes Führerbewußtsein“ keinen anderen Titel ertrug, so nannte er sich den „Menschensohn“ und spezifizierte damit deutlich seine Messiasansprüche „nach der transzendenten überweltlichen Auffassung hin“, d. h. „er erhob den Anspruch, Messias im überweltlichen Sinne des Menschensohnes zu sein“ (Bouffet 91 ff.).

— Jesu Auftreten. —

Weil aber der Messiasstitel wegen der damit im Volke verbundenen nationalen Erwartungen gefährlich war, so vermied er ihn anfangs gänzlich und trat zunächst bloß wie ein Prophet auf. Der Masse gab er sich erst beim Einzug in Jerusalem als Messias, den Jüngern am Ende seiner galiläischen Wirksamkeit (Bouffet 11), als

er die freudige Wahrnehmung machte, daß „in seinen Jüngern selber sich die Ueberzeugung bildete: Du bist Christus (Otto 44). Diese Erkenntnis der Jünger aber entstand hauptsächlich unter dem gewaltigen Eindrucke seiner Reden und Lehren und „durch die geheimnisvolle Gabe der Krankenheilungen“ (Otto 33).

Als Volksredner erzielte er großartige Erfolge! Denn er vereinigte in sich von allen das Beste; von den Propheten den erschütternden Ernst, von der Gelehrten Gilde das „Pädagogische“, und der Synagoge hatte er die Form abgelauscht. Was ihn aber über alle erhob, war die Art, wie er sich zum Gesetze stellte. Obwohl er nämlich theoretisch über die Thora nicht anders dachte wie seine Zeitgenossen, so durchbrach er doch, „ohne daß es ihm immer ganz zum Bewußtsein kam“ (19), die Schranken des Gesetzes, sobald es sein Ziel, „nicht Schrift auszulegen, sondern zu dem lebendigen Gott zu führen (19) verlangte. Ihm war es eben „um gegenwärtige, lebendige Frömmigkeit zu tun“ (22). Was aber sein erster Vorzug ist: „Er hatte selbst etwas zu sagen!“ (19).

Hinsichtlich seiner Heilungen muß Jesus als „ein außergewöhnlich erfolgreicher Arzt“ gelten, der sich ausschließlich religiöser geistiger Mittel bediente, „ein psychisches Heilverfahren“ anwendete, „indem er die Kraft des Innenlebens so mächtig in Bewegung setzte, daß sie nach außen in das leibliche Leben hineinwirkte“, „sein eigenes unerschütterliches Vertrauen auf Gott und die in ihm wirksame göttliche Kraft“ auch den Patienten einslöste, mittelst Suggestion, Auto-suggestion, Hypnose (!) unter so günstigen Bedingungen operierte, „daß wir gut tun, den Rahmen des Möglichen hinsichtlich unserer evangelischen Erzählungen recht weit zu spannen“ (Bouffet). Ganz im Sinne Bouffets und aller übrigen „Kollegen“ scheint Otto zu sprechen, wenn er geneigt ist, Christo die Kraft zuerkennen, nicht nur „ein eben schwindendes Bewußtsein in den Grenzen des Lebens festzuhalten, sondern auch ein soeben geschwundenes noch einmal im Organismus zu wecken“ (38), weshalb „eine besonnene Kritik“ selbst bezüglich der historischen Realität „der Erweckung von Jairi Töchterlein . . . das Urteil in der Schwebe halten muß“ (39). — Das psychische Heilverfahren hatte naturgemäß besonders bei Irrsinnigen Erfolg, die Jesus, „ganz von den naiven Vorstellungen“ seiner Zeit befangen, als Dämonische behandelte, ohne jedoch „umso ärgere Rücksälle“ hindern zu können. Wenn nun auch Jesus selbst auf diese seine Wunderkraft nicht allzuviel Gewicht legte, so sah er immerhin darin eine Bürgschaft der Nähe des Reiches Gottes (Bouffet 25).

— Freund und Feind. —

Wem galt aber das Wirken Jesu? Einzig allein dem Volke Israel, diesem aber auch in seiner Gänze. Wie ihm nämlich der Gedanke der Heidenmission fern lag, so daß er „nur ahnend von der Zeit redete, in der auch die Heiden zum Reiche Gottes kommen

würden“ (28 f.), so fiel es ihm auch nicht ein, „eine Gemeinde gründen zu wollen“ (l. c.). Wenn er, teilweise durch den Widerspruch der großen Masse gezwungen, später seine Tätigkeit auf die Jünger konzentrierte, so wollte er dabei nur eine Kerntruppe von Missionären schaffen“, die er „ganz herausriß aus Familie, Ehe, Beruf, Heimat“, und die er, um in ihnen „eine alles aufopfernde Begeisterung zu entzünden (30) auf das engste an sich kettete und auch stets, abgesehen von einem schnell wieder aufgegebenen Versuch einer Probemission, in seiner nächsten Nähe behielt. Diese so entstandene „sittliche Gemeinschaft war ein erstes Keimen und Sprossen einer neuen Menschheit“ (31). So kam es, daß er am Ende seiner Laufbahn eine Schar von Jüngern dastehen hatte, „fähig und bereit, das Werk des Meisters mit Energie fortzusetzen“ (17). Doch hatte Jesus auch sonst noch seine Freunde in Dörfern und Flecken“, besonders aber unter den „als Sündern Verschrienen“. Als Gegner aber stand ihm alles gegenüber, „was Einfluß und Ansehen hatte“. Die eigentlichen Antipoden Jesu waren die Gelehrten, „die Jüngstigen“ und deren Schutztruppe im Volk, die Pharisäer (33).

— Jesu Glaube. —

Den Ausgangspunkt und Hauptinhalt der Lehre Jesu bildete die Botschaft, „daß das Reich Gottes komme“. Was der Jude „den alten Hoffnungen Israels gemäß . . . am neuen goldenen Tage“ ersehnte, das verkündete Jesus als kommend. Durch diese seine Frohbotschaft wollte er, obwohl er auch „die Rehrseite, das Gericht“ kannte, zunächst die „Seele des verängstigten Volkes“ aufrichten.

Das Reich Gottes lag aber für Jesus „ganz im Wunderbaren und Zukünftigen“. Ohne jedes Zutun des Menschen wird es als überwältigende Gottestat unter einer totalen Umwälzung des Himmels und der Erde jählings hereinbrechen. Hier hat sich zwar Christus gänzlich getäuscht rücksichtlich der Zeit und Form und selbst des Faktums dieser Reichsgründung; auch hat er das ersehnte Gottesreich „nicht absolut vergeistigt und verjenseitigt“, als echtes „Kind seiner Zeit (41) allzusehr die naiven Vorstellungen der sinnlichen Freuden desselben geteilt; aber er hat doch den Gedanken des Reiches Gottes entnationalisiert (42), allerdings nicht mit Bewußtsein, vielleicht „nicht einmal ahnend“ (46), aber im Kern und Keim“ (46), insofern ihm nämlich Gott „eine Wirklichkeit war, hinter der jede andere Wirklichkeit verschwand“.

Ihm kam eben alles darauf an, daß das Reich Gottes komme, wie, daran lag ihm nichts. Freilich dachte er sich die Gründung desselben zunächst als eine Zukunftsherrschaft Israels auf den Trümmern des Römerreiches¹⁾, aber diese anfangs selbstverständliche

¹⁾ Diese Behauptung ist ein direkter Widerspruch gegen die andere, daß Jesus nur ein rein eschatologisches Gottesreich kannte. Sollte das Gottesreich erst nach der Auferstehung der Toten erstehen, dann bedurfte es keiner Zerstörung des Römerreiches mehr.

äußere Form der Verwirklichung des Gottesreiches mußte bei zunehmender Erkenntnis der „Ungeeignetheit seines Volkes . . . notwendig absterben vor der alles Unreine verzehrenden Majestät des gegenwärtigen Gottes“. Die Hauptsache war Jesu die Herrschaft Gottes; ob diese auch Israels Ruhm sein werde, war schließlich einerlei. „Allerdings klingen in das neue Lied noch ab und zu legerverhaltende Töne eines alten Gesanges hinein“, so über die zwölf Throne Israels. Aber unter der Schwelle des Bewußtseins lag tief gegründet die sieghafte neue Idee. Wenn nun auch dieser von den nationalen Schlacken gereinigte Gottesreichgedanke in Jesus noch entstellt war von seiner damit verbundenen Vorstellung einer Weltkatastrophe, die für unser modernes Erkennen endgiltig beseitigt ist, so vermögen immerhin auch wir Moderne doch einen wertvollen Gedanken darin zu finden, nämlich den eines endlichen Abschlusses alles Geschehens, der ganz in der Hand Gottes beschlossen liegt,¹⁾ oder etwa noch die Erwartung des Uebergehens „unseres eigenen kleinen Lebens in ein unbekanntes Dasein, von dem wir als Jünger Jesu nur ahnend glauben und hoffen können, daß es ein Dasein näher bei Gott sein werde“ (48).

Der tiefste Kern der Predigt Jesu war aber der einfache Gottesglaube, und Jesus hat sich hierin von seinen Zeitgenossen nur dadurch unterschieden, daß ihm Gott „wieder eine Wirklichkeit“, „eine gegenwärtige Wirklichkeit“ (nicht bloß Gegenstand des Hoffens), „eine lebendige Wirklichkeit“ (die ihm beständig vor Augen schwebte), „eine rein geistige, persönliche Wirklichkeit“ war, weshalb er die Frömmigkeit von allem Sachlichen und Kultischen befreite, „keine neuen Formen, nichts Dingliches und Sachliches zwischen Gott und seine Jünger gestellt hat“ (53), auch nicht die Taufe und das Abendmahl.

Dieser gegenwärtige und lebendige Gott ist ihm nun vor allem „der Allmächtige“, der auch über Jesu eigenes Leben „als ein in seinen Wegen rätselhafter Gott“ waltet, den zwar „ein unheimliches Dunkel und Grauen umgibt“, zu dem aber Jesus dennoch, nicht mit leichtfertigem Optimismus, sondern „mit unendlich kühnem Wagen“ (56) als zum Vater aufblickt.

Die Theologie Christi hat aber auch ihre schreckhafte Rehrseite, den Glauben an das Gericht. Uns hat in diesem Punkte „Gottes Stimme in der Natur“ über Christus hinausgeführt (cf. 48.). Immerhin aber bedeutete hier auch Jesus schon einen Fortschritt. Zwar war sein Glaube der Hauptsache nach nichts weniger als originell; aber es bleibt Christi unsterbliches Verdienst, wie den Gottesreichgedanken, so auch die Lehre vom kommenden Gerichte entnationalisiert und individualisiert zu haben. „Nicht mehr die Völker, die Herde“ nämlich der Frommen, respektive Ungerechten werden gerichtet, son-

¹⁾ i. e. Nirwana! Harnack selbst spricht mit größerer Zuversicht von der Unsterblichkeit, ohne die ihm unser Leben sinnlos ist.

bern alles kommt auf den Einzelnen an und das, was diesem Wert verleiht, „ist nichts anderes als das sittlich Gute“ (61). Jesu Ethik und sein Glaube an das Gericht sind unzertrennlich verbunden; „die Lehre, daß man das Gute um des Guten willen tun müsse, kennt das Evangelium nicht“ (63).¹⁾

— Jesu Ethik. —

Was nun Jesu sittliche Ideale anbelangt, so galt ihm vor allem wie jedem andern Juden das mosaische Gesetz — in Wahrheit „ein Erzeugnis der Epoche sinkender Frömmigkeit in Israel“ (Soden 64) — als unverbrüchliche Norm, „als heiliger Gotteswille“ — wenigstens bewußter Weise.

Der Fortschritt, den Jesus hier bedeutet, liegt lediglich in der „Betrachtungsweise“ des Gesetzes. Die Pharisäer betrachteten es als einen Wald von Einzelbestimmungen, Jesus dagegen als „ein Ganzes“, und zwar ist seine Auffassung hauptsächlich charakterisiert durch „eine strenge Konzentration auf das Sittliche“ (65). Das war bewußter Gegensatz zur „Zunft“. Viel entscheidender aber war der unbewußte! „Bei den Pharisäern nüchternes Abwägen von Erlaubt und eben noch Erlaubt, bei Jesus eine in großartiger²⁾ sittlicher Einseitigkeit sich auswirkende Ethik des Heroismus“ (69), welche „keine Begrenztheit der sittlichen Verpflichtung kennt“ (70), und darum geradezu „eine Gefahr für den Bestand geordneten Rechtswesens“ bildete (69), eben wegen des eschatologischen Charakters der Gedankenwelt Christi „die Seele aufs äußerste spannte“ und in ihrer Schroffheit gar nicht einmal Norm werden darf für den Alltagsmenschen.

Was dem „unerreichbaren Heros“ (72) angemessen ist, kann es eben nicht für uns sein! (Rasmussen würde dafür sagen: Die krankhafte Propheten- i. e. Paranoikernatur kann nie Norm für die Gefunden werden!) Durch die übermäßige Betonung des Individuellen wurde diese Ethik Jesu ihrem Grundcharakter nach „weltfremd“ und nur hie und da findet sich — wie zufällig — ein Wort, das für die Menschheit brauchbar, „welttütig“ (Rasmussen) ist, dann aber auch „weltgeschichtemachend“ geworden ist (73) — aber durch andere; so, wenn z. B. für Jesus hinter dem Individuum alle Kollektivbegriffe (Nation, Familie) verblaßten, wenn ihm selbst die Sittlichkeit „der dem Höheren zugewandten Arbeit“ unverständlich blieb. Hier hat — Gott sei Dank! — Luther durch „die Würdigung der Weltarbeit“ (75) die Lücke ausgefüllt! Trotzdem aber Christus

¹⁾ Otto (57 ff.) findet in den Quellen das gerade Gegenteil begründet. Nach ihm „empfindet Jesu das Sittliche als ein Ewiges, Absolutes, Schlecht-hinverbindliches“ (64) und Jesu Frömmigkeit ist eben dadurch etwas absolut Neues, daß sie „eine Innerlichkeit mit absolut eigenem Werte ist“ (57). Sic volo, sic jubeo! — ²⁾ Rasmussen sagt dafür „krankhaft“. — Wenn man einmal soweit ist wie die Schüler Harnacks, so ist das eigentlich nur mehr Geschmackssache!

wie hier, so anders wo hinter der Autorität der Weltentwicklung, „in der ja auch Gott ist“ (74) zurücksteht, hat er uns dennoch auch in diesem Punkte „das Höchste“ gelehrt, nämlich die Wahrheit, daß jeder Einzelne sein Leben führen muß „im ernstesten Gefühle seiner Verantwortlichkeit vor den großen Augen Gottes“ (75). Das ist es, womit wir Alltagsmenschen uns begnügen müssen; an die Einseitigkeit des Heros uns heranzudrängen, wäre völlig verfehlt.

Dennoch hat Jesus selbst, wenn auch ohne es zu wollen, den Weg geebnet, auf dem seine weltfremde Lehre Eingang finden sollte in die menschliche Gesellschaft, um sie nach Gottes Weltenplane zu erneuern und zu retten. Dieser Weg ist die Betonung der Nächstenliebe. Wenn wir es nur verstehen, auf dieser Bahn Jesus in gehörigem Abstände zu folgen, alles Heroische meidend und aus seiner Lehre nur das Mittelmäßige¹⁾ erwählend, dann haben wir schließlich doch „in seinem Evangelium den für uns gültigen Willen Gottes“ (76). (Harnack ist vernünftig genug, das „Weltfremde“ in Jesu Ethik anders zu beurteilen.)

Indes, wenngleich Jesus die Seele der Seinen aufs äußerste anspannte, so gab er doch wiederum einen Balsam hinein, die Lehre vom sündenvergebenden Gotte. Weil Christus selbst trotz seiner Begeisterung für sittliche Schroffheit „sich schon freuen konnte an den allerersten Schritten eines noch strauchelnden Fußes auf dem neuen Wege“ der Umkehr zu Gott, „so konnte er in sich die Gewißheit tragen von dem sündenvergebenden Gotte und diese Gewißheit auch in die Seelen seiner Jünger strahlen lassen“.

In diesem Sinne (nicht etwa vermöge des stellvertretenden Opfertodes Jesu) ward das Evangelium Erlösungsreligion, nämlich „ethische Erlösungsreligion“ (79), wobei Jesus nur das eine voraussetzt, daß „der Glaube an den barmherzigen Gott doch wiederum nur für Barmherzige da sein kann“ (l. c.).

— Leidensgedanke, Tod und Auferstehung. —

Jesu Wirken war, wie wir gesehen, zunächst ein rein prophetisches. Dem entsprach auch seine Aufnahme beim Volk. „Dieses nahm den Schriftgelehrten aus Nazareth, als der er ihnen zunächst erschien, anfangs nur als Propheten, stellte ihn erst neben, dann über den großen Propheten am Jordan, dem sie soeben gelauscht hatten“ (Soden 66). Aber die Frage nach dem Messias lag damals zu sehr in der Luft (Neumann 149), als daß es dabei sein Bewenden haben können. „Messiashoffnungen, deren Wetterleuchten die Täuferzeit charakterisierte, blitzten heller und heller auf (Soden 67), aber „niemand kann diesen Messias begreifen. Immer schärfer und gespannter werden die Gegensätze. Die Aussichten, das Volk zu ge-

¹⁾ Die Kunst, gerade nur die Mittelmäßigkeiten aus dem Evangelium herauszufinden, scheint nach der außerordentlichen Hochschätzung, der er sich bei unseren Kritikern erfreut, Luther in höchstem Grade beseßen zu haben.

winnen, schwindet je länger je mehr“. Als Jesus die Jünger bei Cäsarea Philippi durch seine Fragen vor die Entscheidung stellte und ihm die Antwort ward: „Du bist, trotz allem, der Messias“; da gab es zwar für ihn ein freudiges Erstaunen, — aber das war auch das Einzige, was in Galiläa noch zu erreichen war (Soden 67). „Überall stoßt das Werk — Stillstehen, Rückgang hin und her. Soll alles Begonnene im Sande zerrinnen, soll Gottes Werk sich gleichsam tropfenweis verbluten?“ (Otto 41). Da reißt in Jesus „im stillen ein großer Entschluß. Er muß die Sache zwischen Gott und diesem Volk zu einer Entscheidung bringen“, . . . es gilt, an dieses Volk . . . die Frage zu stellen, ob es für oder wider den Boten Gottes sich entscheiden soll. Dieses Entweder-Oder aber läßt sich nur stellen im Zentrum des Volkes selber, in Jerusalem. So faßt er den Entschluß, mit den Seinen hinaufzuziehen nach Jerusalem, in feierlicher Demonstration sich als den Messias zu erklären und Jerusalem und Juda zu nötigen, daß sie ihn annehmen oder verwerfen“ (Otto 40 f.).

Die Art und Weise, wie er es tat, ist für ihn charakteristisch! Bei seinem Einzug in die heilige Stadt „inszeniert er absichtlich einen dramatischen Akt, der seine Ansprüche auf die Messiaswürde jedermann zum Bewußtsein bringen mußte (Reumann 157 coll. 149, mit Harnack und allen übrigen). Als echter Sohn seiner Zeit übersieht er dabei oder will doch andere übersehen lassen, „daß Sach. 9, 9 bildlich gemeint war, und nur die friedliche, unfriederische Art dessen, der da kommen soll, ausdrücken wollte. Jesus bezieht die Stelle auf sich und in deutlicher Handlung macht er klar, daß er selber der hier Verheißene sein will; . . . das Volk und die Gegner ver- stehen schnell, was gemeint ist“ (Otto 44 f.). Aber Jesus ist den Führern des Volkes den Beweis schuldig geblieben, daß er wirklich der Erwartete sei; die in der Tempelreinigung liegende Anklage gegen die Wächter in Israel empört sie. Es kommt zu Wortgefechten, . . . wie Schwertkreuzen klingen die Zusammenstöße. Es geht um Leben und Tod. Sie wollten nicht. Er bleibt getreu. So bringt die Stadt, die die Propheten tötete, auch ihn ans Kreuz“ (Soden 68). — Jesus sah es kommen! Zum erstenmale hatte der Gedanke der Möglichkeit eines schlimmen Ausganges sein Gehirn durchzuckt, als die Kunde der Verhaftung, und dann wieder, als die Nachricht von der Enthauptung des Täufers ihn forttrieb aus dem Machtbereich der Gegner. Seither, wie er allmählich seine ersten Erfolge zergehen sah, ist seine feinsüßliche Seele nie ganz von Ahnungen des Unheiles frei gewesen. Gewiß sprach er sie auch gelegentlich vor seinen Vertrautesten aus! (Reumann 165). Endlich macht er dieser peinigenden Ungewißheit ein Ende: Siegen oder sterben! Die letzten Tage sagen ihm, daß die Würfel zu seinen Ungunsten gefallen sind. Aber vielleicht erst, als er beim Passahmahle den Kelch mit dem roten Traubenblute funkeln sah und das Brot, das er den Tischgenossen hatte

reichen wollen, gebrochen in seinen Händen lag, blitzte in ihm mit grauenhafter Gewißheit der Gedanke auf: Das ist mein Leib, im Tode gebrochen; mein Blut, bis zum letzten Tropfen vergossen.¹⁾ —

Noch einmal leuchtet ein leiser Hoffnungsschimmer hinein in Jesu Seelenqual in Gethsemani, da überrascht den gänzlich Ahnungslosen (Neumann) die Schar der Häscher! „Die Jünger zerstoben in alle Winde. Sie machten erst in ihrer Heimat Galiläa Halt. Nur einer hat den Mut, der Schar in den Hof des Hohenpriesters nachzuschleichen: Simon, der Fels!“ Auch er fällt und flieht. Nur die ungefährdeten Frauen sahen seinen Tod, waren Zeugen seiner Bestattung „und übten vielleicht gar letzte Liebesdienste dabei aus“. „In ihrer Heimat Galiläa bargen sich die Flüchtlinge; als letzter auch Petrus. Hier war zunächst Angst, Enttäuschung und bitterster Schmerz ihr Anteil. Sie fasteten sicherlich nach jüdischer Trauergewohnheit. Nur die alte Liebe zum Meister und die Sehnsucht nach ihm blieben in ihnen lebendig. Sie wollten nicht glauben, daß er gänzlich von ihnen genommen sei. . . . Immer stiegen ihnen Jesu Worte und Verheißungen über Auferstehung und Rückkunft wieder auf. Sie kamen dadurch in einen Zustand der Exaltation. So entstand in ihnen . . . jene seelische Verfassung, in welcher der Mensch greifbar schaut, was er zu sehen glaubt und wünscht, so entstanden jene Jesus-Visionen, von denen . . . Paulus zu berichten weiß“ (Neumann 159 ff.), — entstanden nicht ohne ihren Meister und nicht gegen, sondern ganz auf Wunsch ihres Meisters, ja auf das Zutun ihres Meisters! Den Gedanken der Auferstehung hat Christus selbst zuerst gedacht und ausgesprochen, und weil er ihn gedacht und ausgesprochen, darum haben ihn die Jünger als Auferstandenen erleben können.

Wie kam Jesus zu diesem Gedanken? Mit notwendiger Konsequenz, und zwar auf Grund seines Messiasbewußtseins einerseits und des vorausgesehenen Unterganges andererseits. Wie nämlich die Gewißheit der erfolgten Auferstehung den Jüngern nach Jesu Tode den Glauben an seine Messianität errettete; so hat nur der Blick auf die künftige eigene Auferstehung und die herrliche Wiederkunft in den Wolken des Himmels Jesus den Glauben an sich selbst ermöglicht.

Welches war nämlich der Geburtstag von Jesu Auferstehungsglaube? Der Tag, der ihm die Erkenntnis seines Unterliegens brachte! Ohne diesen Gedanken wäre jener Tag der Todestag von Jesu Messiasbewußtsein und somit des Jünger Glaubens geworden; denn ohne Ostergedanken Jesu kein Osterglaube der Jünger!

Doch Jesu Messiasbewußtsein war zu tief begründet! Der Messias untergehen? Niemals! Der Messias kann nur siegen und

¹⁾ Harnack dagegen findet gar keine Schwierigkeit darin, einen wirklichen Auftrag Jesu anzunehmen, daß das Gedächtnis seines Todes auch künftighin gefeiert werden solle. Ebenso Schrenk (197).

wenn er sterben muß, so kann sein Tod nicht das Ende des Kampfes, kann nur der Anfang des Sieges sein! Ist der Tod des Messias unvermeidlich und somit Gottes Wille, — dann auch Gottes Unterpfand zum Triumphe, zur Wiederkunft in den Wolken des Himmels (cf. Soden 100 ff., Otto 46 ff., Neumann 170 ff.).

So setzte sich in Jesu allmählich die Ueberzeugung fest, „daß die Danielsche Verheißung des Menschensohnes sich auf ihn selbst beziehe . . . und so sagt er sich, seinen Freunden und seinen Feinden, er werde (nach seinem Tode) der in Herrlichkeit mit den Wolken des Himmels kommende Menschensohn sein“ (Bouisset 94). Daß in Wirklichkeit die Danielsche Weissagung weder von Daniel stammt noch vom Messias handelt, das ändert an der Sache nichts. Genug, diese falsche Auffassung seiner Zeit ermöglichte nicht nur Jesus den Glauben an sich selbst, sondern auch — indem er auf Grund dieser seiner Ueberzeugung mit der Vorherverkündigung seines Leidens auch die seiner Auferstehung verbinden konnte — den Jüngern das tatsächliche Erleben derselben und somit den Bestand des Christentums, mag man darunter den Glauben der Kirchen, oder die Lehre der Modernen verstehen: denn ohne Osterglaube wäre offenbar von Jesus und seiner Predigt kein Stäubchen erhalten geblieben. O felix πρῶτον ψῦδος!!

So erklärt sich auf ganz natürliche Weise der unerschütterliche Glaube der Urkirche an den Auferstandenen. „Keine Tatsache in der Geschichte ist ja besser bezeugt, als die felsenfeste Ueberzeugung der ersten Gemeinde von der Auferstehung Christi“ (Otto 49). Bei Beurteilung dieser Sachlage muß man eben ja nicht übersehen, daß es sich „nur um innerseelische Ereignisse (Neumann 190 f.) handelt, die nicht als Erlebnisse Jesu, sondern nur als Erlebnisse der Christen in Betracht kommen“ (Soden 105) — subjektive Visionshypothese. „Jesus ist von den Seinigen nach der Kreuzigung nur innerlich, nie aber äußerlich gesehen oder gar gehört und betastet worden . . . Freilich dem Visionär selber sind solche innere Zustände überwältigende Tatsachen der äußeren Welt“ (Neumann 191).

Otto weiß noch eine bessere Erklärung (objektive Visionshypothese): Es ist nach ihm sehr wohl möglich, daß jene inneren Vorgänge in den Seelen der Jünger nicht schlechtweg jeder objektiven Wahrheit entbehrt haben. „Allerdings denkt Paulus offenbar alle ‚Erscheinungen‘ ganz gleich der ihm selbst widerfahrenen: nämlich als ein ‚Schauen‘, ein innerliches Erleben und Innwerden des lebendigen Christus.“ Allein wir dürfen uns diesen Vorgang als „ein unmittelbares, nicht auf dem gewöhnlichen, sinnenfälligen Wege sich vollziehendes Wirken und Verkehren von Wille zu Wille, von Seele zu Seele denken“ (50, n. 2) — etwa als einen Geisterverkehr nach verfeinert-spiritistischem Muster.

Da wir nun doch vielleicht vermuten dürfen, „daß der Geist nicht teilhabe am Vergehen des Fleisches“ (Otto 52), da es immer-

hin ganz nett wäre, wenn auch wir einst „ein Leben näher bei Gott“ führen könnten (Bouffet), ja „da die Ueberzeugung, daß es irgendwie eine Unsterblichkeit gibt, immer wieder aus einer geistigen Weltanschauung resultiert“, so können wir uns damit trösten, daß die Visionen der Jünger „doch nur die geschichtlich bedingte Form waren, in der man damals die Gewißheit gewann, das Beste an Jesu sei nicht . . . vermodert: sein Geist. Und wer war je in so hohem Grade würdig der Heimat bei Gott wie Jesus? So wurde nach Gottes Willen aus Verzweiflung Hoffnung, aus Furcht Kraft, aus der Niederlage ein Triumphgesang und der Geist des Nazareners überwand die Welt“ (Neumann 193).

Christus und der moderne Mensch.

Ist Christus auch für uns erstanden? Hat er auch uns noch etwas zu sagen? O gewiß! „Das Höchste!“ Jedoch erst dann, wenn wir seine Lehre gründlich „umwerten“! Wie er selbst, so muß auch seine Lehre erst ins Grab hinabsteigen, um sich ihrer zeitlich-hinfalligen Hülle zu entledigen, damit sie „welttütig“, nutzbar werde für unsere Zeit, fähig zu unserem Herzen zu sprechen. Wie Jesus allen Begriffen seiner Zeit einen anderen Sinn gab — daran freilich zugrunde ging, aber eben darum auch siegte —, so müssen auch wir seine Begriffe erst undeuten, damit wir instande seien, die moderne Welt wieder ins christliche Lager zurückzuführen, i. e. wir müssen auf das spezifisch Christliche verzichten, damit es jedem Ungläubigen möglich werde, den Namen „Christ“ mit Anstand zu tragen.

Was hat uns denn Jesus gegeben? Alles, nur keine neue Theorie! Jesus war kein Dogmatiker; „nicht eine neue Gotteserkenntnis . . . will er bringen, sondern ein neues praktisches Gestimmtsein ihm gegenüber“ (Otto 60). Es ist das auch gut! Als Theoretiker steht er ja ganz auf jüdischem Boden, teilt er sogar völlig die anthropomorphen Vorstellungen des bisherigen naiven jüdischen Theismus; ihm war Gott immer noch „der himmlische König, im Himmel thronend, von dort herabschauend, mit wunderbarer Allgewalt die Welt regierend“ (l. c.). Doch bleibt es Jesu dauerndes Verdienst, daß er den Vatergedanken, der schon im Alten Bunde ab und zu schüchternen Ausdruck fand, aufgegriffen und zum Mittelpunkt seiner Theologie und besonders seiner Ethik gemacht hat. Gott ist der Vater und wir — trotz allem — seine lieben, lieben Kinder! Jesus gibt uns also jenen „mutigen, entschlossenen Idealismus, der trotz Widerstand, Rätsel und Kreuz an die ewige Liebe als letzten Sinn und Absicht der Dinge glaubt“ (Otto 61).

Indem uns Jesus Kinder Gottes nennt, hat er uns auch schon alles gesagt, was er uns in moralischer Beziehung zu sagen hat. Er hat uns kein Gesetz gegeben, auch nicht durch seine Forderung der Doppelliebe. Er will ja nicht den vielen Geboten ein Gebot, „den hundertsten: ‚Du sollst‘ ein einziges: ‚Du sollst‘ entgegenstellen!

Was wäre auch damit erreicht? Was hilft das „Du sollst“, wenn nicht ein „Ich will“ damit verbunden ist? Ueber das Sollen hatten sie alle gesprochen, von Moses an bis zu Johannes dem Täufer.“ Darum war es Jesus, der noch dazu viel Schwereres als Moses verlangt, um ein Gesetz gar nicht zu tun: er legte alles Gewicht darauf „Hand in Hand (mit seinen Forderungen) die Kraft zu spenden, das Verlangte zu erfüllen“. „Das Gesetz Christi ist kein Gesetz mehr; was er will, ist freie Neigung.“ Freie Neigung will er erwecken, die Kindesstimmung gegen Gott, das brüderliche Empfinden für den Nächsten.

„Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob jemand bloß aus Pflichtbewußtsein Selbstverleugnung übt, oder aus der Empfindung für des Bruders Freuden und Leiden, als wären es die eigenen.“ Weil auch hier das Wort gilt: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen“, war Jesus vor allem darauf bedacht, „jene Stimmung, die des andern Freud und Leid wie etwas Eigenes empfindet . . . lebendige Gefühle für den Mitmenschen zu erregen . . . Die freie Neigung, die in ihm selbst entstanden war, pflanzte er weiter“ . . . nicht durch Gebote, sondern durch das, was vielfach mächtiger wirkt, „durch die bloße Schilderung des Ideals“. Kindesinn will er; „wo immer Kindesinn einzieht, hört die Sklavenarbeit auf . . . Gottesliebe. Brüderstimmung, freie Neigung — das ist alles“ (Schrenk 103 ff.).

— In der Tat, das ist alles, was uns dieser Christus gegeben hat: Kein Dogma, kein Gebot, aber auch keine Kirche, kein Sakrament! Wenn wir es nämlich „erstaunlich“ nennen möchten, „wie ein großer Mann sein großes Werk so sehr in den allerersten Anfängen und doch so unbesorgt verlassen konnte“ (Schrenk 209), so müssen wir eben bedenken, daß es für den ganz eschatologisch gerichteten Jesus „keine Zeit zu längerer Entwicklung gab“ (Weinel).

Hat sich auch Christus darin getäuscht, was schadet es? Wozu denn eine Kirche, ein Sakrament? Jesus, der uns unmittelbar vor Gott gestellt, der sich sogar selbst in jeder Mittlerrolle unbehaglich fühlt, kann doch nicht Priester oder gar erst sachliche Heilsquellen zulassen!! „Magisch-mystische Wirkungen“ auf geistigem Gebiete haben doch keinen Raum in der Lehre dessen, in dessen „Wirken alles auf das Geistige, Persönliche gerichtet ist“. „Er hat eine Verknüpfung des religiösen Innenlebens mit äußeren Dingen: Riten, Zeremonien und Sakramenten nicht gekannt“ und alles, was hieher gehört, wie „Priester und Papst, Beichte und Sakrament“ ist — „unterchristlich“ (Weinel 301 u. 309). „Eine Kirche hat daher Jesus nie stiften wollen . . .; sein Ideal war allerdings auch eine Gemeinschaft, aber eine Gemeinschaft der Geister in der höchsten Gesinnung . . .; nicht in Dogma und Sakrament, wie sie auch den lutherischen Kirchen geblieben, ja sogar eine in dem Katholizismus unangeahnte Bedeutung gewonnen“. Wollen wir also dem Christentum eine würdige Gemeinschaft geben, dann gilt es, „die kleinen

(protestantischen) Landeskirchen nach dem Evangelium Jesu zu einer großen Gemeinschaft voll Freiheit und Liebe umzugestalten, in der sich alle heimisch fühlen können, die Jünger Jesu sein wollen". Dazu aber ist vor allem nötig, daß jene gewissen Verirrungen und Hemmungen, die sich in der Reformation finden, beseitigt werden: 1. Die Verwechslung von Dogma und Evangelium und die Behauptung der Heilsnotwendigkeit einer bestimmten Lehre; 2. die Verwechslung von Gotteswort und Bibelbuchstabe; 3. die Verwechslung von Gnadenmittel und Sakrament; der Landeskirche mit der wahren Kirche; die Scheidung von Pastoren und Laien, kurz alles Eindringen des katholischen Kirchentums. Dafür aber muß diese neue Gemeinschaft „wieder in sich beleben, was der Katholizismus mehr bietet an Evangelium: Freiheit vom Staat, ein Christentum der Tat und die Aszese in gewissen äußersten Fällen". Einer solchen Umbildung sind die evangelischen Kirchen alle fähig; denn „Dogma und magisch-wirkendes Sakrament“ besitzen sie doch alle nur scheinbar.

„Scheinbar; denn nur Schein ist es (sic!), als ob unsere Kirchen noch am Sakrament festhielten: Wir feiern im Symbol den Tod Jesu und erleben dabei eine Stärkung und Aufrichtung unseres Glaubens durch ‚das sichtbar gemachte Wort‘ (i. e. durch sichtbare Darstellung eines von Christus ausgesprochenen Gedankens), wir haben längst die Schmalkaldischen Artikel und die Konkordienformel vergessen. Kein Laie kennt sie mehr, und wie wenige Theologen haben sie überhaupt ganz gelesen!" (Weinel 298—313).

Darum weg mit diesem Scheine! Er hält manchen innerlich Komfreien ab davon, daß er seine Kirche verlasse — um ja doch nur eine andere einzutauschen! Welch ein Verbrechen aber ist es doch, „um eines Scheines willen vor so vielen die Türe zum Himmelreich zuzuschließen“ . . . Noch etwas ist notwendig: „Dem Katholiken sind unsere Gottesdienste zu nüchtern. Hier hat darum die liturgische¹⁾ Bewegung, die seit einigen Jahrzehnten bei uns eingesetzt hat, eine große und lohnende Aufgabe der Bereicherung zu erfüllen. Denn nicht alle Menschengemüter sind so nüchtern, wie Zwingli's klare und Calvins eisenharte Seelen waren, die uns vielfach ihren Stempel aufgedrückt haben". Sind einmal diese Bedingungen erfüllt, dann wird das Evangelium vermögen, wozu den „evangelischen Kirchen die Macht fehlte: die römische Kirche zu überwinden". Diese aber muß fallen. Denn erstens ist alles, was „Kirche" ist — und „diesen Namen verdient doch nur der Katholizismus allein" — unverträglich mit dem Wesen des Evangeliums, ist eigentlich nur „antike Mysterienreligion mit christlichen Emblemen"; zweitens kann

¹⁾ Zur Erreichung gewisser Zwecke ist also jedes Mittel recht. Kaum ein paar Seiten vorher hat derselbe Weinel die „Riten" unterchristlich genannt; jetzt auf einmal ist ihm das Sachliche, das Dingliche eine ganz brauchbare Staffage für seine Mustergemeinde, jedenfalls ein guter Köbber für katholische Gimpel a la Rosegger cf. S. 305 ff.).

die katholische Kirche sich unmöglich einfügen in die neuzugründende Gemeinschaft ohne Dogma und Sakrament: sie erhebt ja den Anspruch, eine göttliche zu sein, kann also nichts preisgeben, wie es denn auch die Geschichte klar genug erwiesen hat! Wenn sie sich selbst im 18. Jahrhundert nicht zu modernisieren vermochte, als sie sogar die Jesuiten, . . . „ihre bösen Geister“ austieß, ist es erwiesen: „Sie wird sich nicht ändern, . . . sie kann nur untergehen“ (Weinel 310).

Wird aber dieser Weg, der allein zum Ziele führt, nämlich der Verzicht auf den Glauben, Verzicht auf das Sakrament, nicht betreten, dann stehen die Protestanten alle vor der schauderhaften Möglichkeit, ja in der unmittelbaren Gefahr, „die überhaupt die größte ist: daß unsere Landeskirchen wieder katholisch werden“ (Weinel 303).

Der Hauptsache nach dürfte Weinell mit der Alternative: entweder tabula rasa mit allem Uebernatürlichen — oder katholisch werden (er meint letzteres allerdings nicht wörtlich), so ziemlich das Richtige getroffen haben. Nur hoffe ich, daß es anders kommen wird, als es Weinell wünscht. Vielleicht wird gerade der Abgrund, vor den Weinell und Konsorten das arme protestantische Volk stellt, dem positiv und ehrlich-gläubigen Reste evangelischer Pastoren und Laien die Augen öffnen und ihre Blicke dahin lenken, wozu sie sonst, nach den bisher gemachten Erfahrungen zu schließen, den Weg nicht mehr gefunden hätten. Die Trebern, die man dem armen Volke vorzusetzen beginnt statt des Brotes geretteter Wahrheit, werden vielleicht die Sehnsucht erwecken helfen nach dem leichtsinnig und blind verlassenen Vaterhaus. Mein Herz und meine Achtung vor dem gläubig gebliebenen Häuflein gibt mir den Mut zur Hoffnung, daß der gesunde Kern der getrennten Brüder für den Köder des Katholikenhasses das nicht preisgeben werde, was ihnen bisher Leben war: Glaube, Taufe, Sakrament!

II. Kritik.

Wir haben uns bisher eine große Zurückhaltung auferlegt, um nur ja das Werden dieses historischen Christus nicht zu beeinträchtigen. Zum Geburtshelfer haben wir in der Person des Herrn Bouffet einen Fachprofessor von Ruf und Beruf gewählt, ihm sogar fünf gelehrte Spezialisten zur Seite gegeben, deren einheitliches Zusammenwirken schon durch ihr gemeinsames angebetetes Vorbild Harnack garantiert ist — wenn Neumann einige Sonderkuren hat vornehmen wollen, so ließen wir seine Stimme in der Majorität untergehen; — dem Kurpfuscher German gestatteten wir nicht einmal Zutritt zum gelehrten Konzilium. Nun aber wird es uns gestattet sein, das Kind etwas genauer in Augenschein zu nehmen. Erheben ja doch diese Herren den Anspruch, daß sie uns ein echtes Königskind präsentieren, dem die Herrschaft über alle Geister gebührt, da es dazu von Gott

ausersehen und bestimmt sei, der „Führer der Zeiten und Völker zu Gott“ zu werden. (Bouffet 102.)

Bouffet fürchtet für seinen Christus — nicht mit Unrecht! — fürchtet für ihn, daß er die Probe der rauhen Wirklichkeit nicht überstehen werde. Er erkennt auch, wo die Gefahr liegt: er nennt die Frage nach der Person Jesu, nach dem Bewußtsein des historischen Christus, die schwerste Frage und überschreibt daher dieses sein Schlußkapitel bedeutungsvoll mit den Worten:

„Das Geheimnis der Person.“

Die Person Jesu ist ihm in der Tat ein Geheimnis geblieben und ich zweifle, ob er es nicht schon bereut hat, in der Frage nach der Entstehung des Selbstbewußtseins Christi über das *ignorabimus* Harnacks hinausgegangen zu sein. Jeder Versuch, den Schleier zu lüften, wird sich hier rächen und hat sich schon gerächt und je mehr ein moderner Biograph Jesu bei der psychologischen Darstellung des inneren Entwicklungsganges eines Messias-Menschen sich ins Detail verliert, desto offenkundiger wird sein mißglückter Versuch zeigen, daß Jesus denn doch nach der unveränderten Darstellung der Synoptiker im Lichte des Johannesevangeliums immer noch „weitans am besten verständlich ist“. Der historische Jesus der Harnackschen Schule aber war weder berechtigt, noch geistig fähig, die Führerrolle über die Menschheit auf dem Wege zu Gott zu übernehmen. Das ist der kurze Sinn der nun folgenden Kritik.

Wir haben uns im Vorhergehenden die Frage beantworten lassen, warum denn Jesus den Anspruch erhob, der Messias zu sein. Otto faßt die Antwort ganz im Sinne seiner Kollegen in den Satz zusammen: „Er mußte sich mit psychologischer Notwendigkeit und mit geschichtlichem Rechte als den glauben, der da kommen sollte.“ (40.) Wir sind nicht so boshaft, dem Verfasser die Ansicht zu imputieren, daß sich Jesus selbst auf Grund des Zeugnisses der Geschichte der Menschheit für den Messias halten durfte, obwohl die Herren vielleicht nicht ohne Absicht ziemlich zweideutig schreiben: Für Jesus selbst existierte dieser Beweis ja noch nicht; wir können uns für ihn auf die Geschichte berufen, er für sich nicht! Wir wollen mit Ausschluß jenes möglichen Unsinnnes dem Sage den beabsichtigten Sinn abgewinnen, indem wir sagen: Nach der Auffassung der Harnackschen Schule legitimieren den „historischen“ Jesus zwei Beweise als Christus: 1. subjektiv der innere Zwang der Natur, 2. objektiv das Zeugnis der Geschichte.

1. War nun wirklich der Messiasanspruch Jesu subjektiv begründet? Um uns überhaupt in dieser Frage mit den Gegnern auseinanderzusetzen zu können, müssen wir uns zunächst schlechthin auf ihren Standpunkt stellen; müssen Jesum so denken, wie sie ihn sich denken; müssen ferner in Anschlag bringen, „daß wir keinen Messias voll beurteilen können, weil wir keine Messiasse sind — —, daß sich zwar das religiöse Genie auf den Standpunkt der Unentwickelteren

versehen kann, nicht aber sie auf den seinigen und daß, wo immer sie es tun, bei ihrer Beurteilung ein inkommensurabler Rest nachbleiben wird.“ (Schrenk 150.) Wir setzen daher voraus, daß sich das Selbstbewußtsein Jesu in ähnlicher Weise über unserer Erfahrung bewegte, wie überhaupt jedwedes Genie von gewöhnlichen Menschen nie ganz verstanden werden kann. Das jedoch dürfen wir doch auch bei dem genialsten Heros annehmen — er ist ja doch sicher kein Geisteskrüppel — daß sich auch sein Denken in den Bahnen der Denkgesetze bewegen muß — und zu dieser unserer Voraussetzung sind wir, wenigstens der Hauptsache nach, zum mindesten ebenso berechtigt, wie die kritischen Schulen zu ihrer, daß nämlich auch in Christo „der Rahmen eines menschlichen Bewußtseins nicht völlig gesprengt sein konnte“ (id. 151). Der Unterschied ist nur der: Sie ziehen Grenzen nach oben, wir nach unten. Welche Methode für ein „Genie“ geziemender ist, braucht kaum betont zu werden.

Wir legen also mit vollem Rechte an den Entwicklungsgang des Christus von Harnacks Gnaden den Maßstab der Denkgesetze an und behaupten: Wenn Jesus in der Beurteilung seiner selbst einen so groben logischen Fehler begangen hat, daß er sogar für einen geringst veranlagten Durchschnittsmenschen taghell erkennbar ist, dann ist er das Opfer einer Wahnvorstellung geworden. Schritt für Schritt vorwärts gehend nehmen wir zunächst an, was wir sonst bei einem Menschen niemals voraussetzen könnten, daß Jesus (verstehe immer den „historischen“) bei der Beurteilung seiner Person, von seiner inneren Erfahrung geleitet, ohne allen Irrtum treu in seiner Seele gelesen habe, daß keine Selbsttäuschung mit unterlaufen sei, daß sein Selbstbewußtsein ein adäquater Spiegel seines Ichs gewesen. Er fühlt sich also mit innerer Notwendigkeit als gottverwandten Genius, „vernimmt die Stimme Gottes im eigenen Innern so voll und rein, wie sie noch nie erschollen ist“; lebt „im Gefühle einer Kraftquelle, die er nirgends in seiner Umgebung finden konnte, ja, die er auch bei Propheten und Psalmisten nicht in der Frische und Reinheit rinnen hörte,¹⁾ wie im eigenen Herzen.“ Somit und weil der Genius „aus einer höheren Welt kommt, von der er uns erzählt“, ²⁾ wußte sich Jesus als den wahren Offenbarer Gottes, während seiner Umgebung solche Gefinnung gänzlich mangelte“ (Schrenk 154 ff.). Durfte nun Christus auf Grund dieses Befundes schließen: Ergo bin ich der Lehrer, außer dem kein Lehrer ist noch sein kann, nach dem niemand kommt noch kommen kann? Angenommen, „er wußte sich aus seiner ganzen Umgebung, ja sogar aus der Fülle der bisherigen Gottgesandten herausgehoben“, war damit schon die Ueberzeugung einer schlechthin „einzigenartigen Mission“ und nicht vielmehr bloß einer bisher nicht dagewesenen Mission begründet? Wir müssen denn doch sagen: Wenn

¹⁾ Wenn das am Ende gar ein — Gehörfehler war!? — ²⁾ Die Kritiker nehmen also selbst die Denkgesetze als Bildungsfaktoren des Selbstbewußtseins Jesus in Anspruch!

Jesus daraus, daß vor ihm und um ihn niemand ihm gleichkam, schloß, daß auch nach ihm niemand kommen könne, daß er „der Vollender“ im absoluten Sinne sei, so war das ein durch nichts gerechtfertigter Sprung ins Ungemessene. Vernünftigerweise dürfte er mit Tolstoj nur sagen: „So weit ich weiß, bin ich allen überlegen“ (cf. Weinel 239). Christus kannte aber nur Palästina und das nur in seinen unteren Schichten; er kannte keinen der großen Geister seiner Zeit; er hatte kein einziges Buch eines griechischen oder alexandrinischen Philosophen gelesen. Wenn er daher trotzdem sprach: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen alle, so überragte er an Geistesdünkel sogar den von ihm mit soviel Sarkasmus gezeichneten Pharisäer im Tempel noch unendlich, weil er sich nicht bloß erhob über die Sünder, sondern auch über die Reinsten, Besten und Gottbegnadetsten. In der Tat ist der Christus, den uns z. B. v. Soden gezeichnet hat, die denkbar widerlichste Figur der Weltgeschichte. Der Pharisäer im Tempel wäre nur eine schwache Selbstverspottung zu nennen.

Wir gehen aber einen Schritt weiter und stellen uns auf den Standpunkt, Jesum habe sein Blick in sich selbst notwendig über alle Menschen erhoben: begann aber dann nicht dort der helllichte Wahnsinn, als er sich über alle Engel stellte? Er glaubte an Engel — auch nach den Harnackianern; er dachte sich dieselben wie jeder andere Jude als über alles Menschliche erhabene Geister, bei deren Anblick den Menschen Furcht und Entsetzen packt und alle Kraft schwindet. Angenommen, er hätte nur in Bezug auf Gotteserkenntnis und Vaterliebe und Heiligkeit sich jene Superiorität über alle Engel zugeschrieben, nicht aber hinsichtlich der Natur und ihrer übrigen Kräfte: Wie in aller Welt konnte ihm tatsächliche innere Erfahrung eine solche Gewißheit geben? Christus war Mensch und konnte daher nur menschliche Erlebnisse haben; ein normales Innenleben mußte, falls es halbwegs richtig beurteilt wurde, ein menschliches Selbstbewußtsein erzeugen und für einen Vergleich der Vorgänge in der eigenen Brust mit dem Erleben der Vaterliebe Gottes durch einen Engel fehlte Jesus jeglicher Maßstab. Die eigene Erfahrung an den Selbsterlebnissen eines Engels zu messen, ist jeder Mensch, jeder Nichtengel absolut außer stande. Wenn sogar Menschen einander nicht restlos beurteilen können, der noch so gut veranlagte Gelehrte ein Genie niemals recht verstehen kann, wie die Gegner behaupten, dann bleibt doch wohl bei der Beurteilung eines Engelbewußtseins auch von Seiten des größten Genius im Fleische nicht etwa bloß ein „incommensurabler Rest nach“, dann kann überhaupt ein Proportionszeichen zwischen Erfahrungen eines reinen Geistes und eines an die Sinne gebundenen Denkens gar nicht gemacht werden. Wenn aber trotzdem die Harnack'sche Schule ein Engels- oder Ueberengelsbewußtsein auch nur in jenem eingeschränkten Sinne als natürliches Resultat der Seelenzustände Christi ausgibt, dann legt sie entweder damit das

Geständnis ab, daß sie in Jesu Person den für sein Bewußtsein maßgebendsten Faktor übersehen hat und ihr also seine Person wirklich ein Geheimnis geblieben ist, — oder sie macht ihren Führer der Zeiten und Völker zu Gott zu einem Opfer zwingender Wahnvorstellungen, zum Irren. Die alte Unterscheidung: Entweder Gott — oder Betrüger — oder Narr ist durch die Kritik nur noch mehr bestätigt worden. Ein Mensch, der genialste Mensch, „der mit Stolz sich als Mensch fühlt,“ dabei aber mit logischer Notwendigkeit auf Grund seines Seelenlebens zu dem Ergebnis kommt, Gott so nahe zu sein wie der oberste Engel, der müßte sich, so lange ihm noch ein Funken Denkfähigkeit bleibt, beim Kopfe fassen und in unsäglichem Schmerz aufschreien: Mein Gott, ich bin wahnsinnig geworden, müßte sich für wahnsinnig halten; ein Mensch, den seine innerste Erfahrung, adde sein Selbstbewußtsein über die höchsten Engel zum Munde Gottes emporträgt, der müßte wahnsinnig werden, wenn er es nicht schon wäre, — es sei denn, daß er Gott mit überwältigender, aller Sinnerfahrung vorausgehender Klarheit vom ersten Augenblicke seines Daseins an schaut facie ad faciem. Unter Voraussetzung eines auch nur das unterste Mittelmaß annähernd erreichenden Denkvermögens ist der Christus der Harnack'schen Schule eine logische und psychologische Unmöglichkeit.

Wir gehen aber dennoch abermals einen Schritt weiter und machen uns einmal weis, auch das Ungemessene des Selbstbewußtseins Christi sei ein notwendiges und natürliches Ergebnis seines wirklichen inneren Wesens und Jesus habe tatsächlich ohne die geringste Selbsttäuschung in sich hineingeblickt! Wir merken dabei, ohne uns hier länger zu verweilen, wie im Vorübergehen an, daß „wir ihn (mit letzterer Voraussetzung allein) schon über den Rahmen der übrigen Menschheit hinausheben“ (Hoffmann R. M., „Das Selbstbewußtsein Jesu nach den drei ersten Evangelien.“ Ferienkursus-Vortrag, Königsberg i. Pr., 1904, S. 1). Dagegen erlauben wir uns die Frage: Welche Garantie besaß Jesus dafür? Für sich selbst? Für jene, die er an sich und sein Geschick kettete? Was rechtfertigte ihn vor sich selbst und seinen Jüngern? Wußte er denn nicht, was wir alle wissen, die wir so tief unter ihm stehen: „Diejenige Werthschätzung, die jemand von sich selbst hegt, bietet noch keinen sicheren Maßstab für die Erkenntnis der objektiven Bedeutung, die ihm im Kreise, in dem er zu wirken hat, zukommt? Nur zu oft besitzt der Mensch von sich selbst, seinen sittlichen Qualitäten oder seinen intellektuellen Fähigkeiten eine höhere Meinung, als billig ist, während man andererseits bei einzelnen sehr hervorragenden Geistern eine zu weit gehende Bescheidenheit hat konstatieren wollen.“ (id. S. 3.) Kam Jesus niemals der Gedanke, daß innere Vorgänge allzuleicht trügen? Daß sich der Paranoiker auch auf „innere Erlebnisse“ berufen wird?

Doch vielleicht ist das zu modern gedacht! Vielleicht fehlte dem Israeliten besonders jener früheren Zeit und somit auch Jesu die

Erkenntnis, daß sich niemand „ein adäquates Selbstbewußtsein bemessen“ kann? (id. S. 1.) Ganz im Gegenteil! Kein Volk hatte und hat vor rein inneren Vorgängen eine so geringe Achtung, wie die Juden. Die Israeliten vor Christus und nach ihm und um ihn waren gewohnt, für ihren Glauben an die Realität innerer Erlebnisse eine Bürgschaft in der realen Außenwelt zu fordern.

Die Denkweise der Zeitgenossen Jesu beleuchten hier am deutlichsten seine Gegner. „Was machst du aus dir selbst?“ Dieses Wort hat uns zwar Johannes überliefert (8, 53); allein selbst wenn die ganze Szene, wie sie das vierte Evangelium berichtet, unhistorisch wäre: schon die Tatsache der Opposition an sich ist Beweis genug, daß Jesus derartiges oft genug zu hören bekam. Wäre er demnach auch für seine Person allein nie auf den Gedanken verfallen, daß er am Ende gar mehr aus sich machen könnte, als er wirklich war, — das Verhalten der Gegner mußte es ihm täglich sagen: Wenn ich selbst mir Zeugnis gebe, so ist damit mein Zeugnis denn doch noch nicht wahr! Uebrigens gab es etwa zur Zeit Christi keine „Dämonischen“, d. h. zum mindesten Irrsinnigen? Hat man denn nicht in seiner nächsten Nähe gemunkelt: Er ist wahnsinnig? Auch vor ihm haben kleinere Geister als er inneren Vorgängen, ja nach der Auffassung der alttestamentlichen Hagiographen selbst vorübergehenden Sinneswahrnehmungen keinen entscheidenden Einfluß auf ihr Geschick einkräumt. Gedeon verlangte sein „Zeichen“ und verlangte es wiederholt, bis kein Zweifel mehr übrig blieb. Wie aber Gideon, so alle Anderen! Nirgends ist das Wort „Zeichen“ so oft gesprochen worden wie bei den Juden. Auch die Jünger Jesu dachten nicht anders. Wir wollen gar nicht daran erinnern, daß der „Rabbi“ Paulus nicht jedem „Geiste“ traute; selbst die Evangelisten waren soweit, daß nach ihrer Ansicht nicht mehrmals kontrollierbare Erfahrungen aus der Außenwelt, geschweige denn rein innere Erlebnisse, kein genügendes Fundament dauernder Ueberzeugung bilden können. Kein Evangelist begnügt sich mit einer Erscheinung des Erstandenen! Lukas läßt selbst der Jungfrau Maria durch den Engel an der vorher verkündigten Schwangerschaft ihrer Base eine sinnfällige Garantie bieten, die von Anfang an jede Furcht beseitigen sollte, daß sie das Opfer eines „inneren Vorganges“ geworden, und das Magnificat hat Maria erst gesungen, als eine Andere ihr sagte, sie sei die Mutter des Herrn. Es heißt daher Jesum unter die ersten Christen, unter die Propheten, Richter oder Hagiographen, unter seine ihm gegenüber so tief stehenden „Antipoden“ herabdrücken, wenn man ihm die Erkenntnis absprechen würde, daß mancher schon in sich Gottes Stimme hörte, die nicht Wahrheit war.

Doch vielleicht hat Christus in den Stürmen des Lebens nicht Zeit gefunden, sich mit dieser Erkenntnis auseinanderzusetzen! Nachdem er nicht einmal die Tragweite der „Menschensohnsidee“ recht zu erfassen die Ruhe gefunden haben soll, könnte man ja mit dieser Möglichkeit immerhin rechnen!

Aber Jesus war ja doch schon mit sich fertig, als er zur Taufe kam! Während der Abgeschlossenheit seiner ersten 30, oder sagen wir, letzten 18 Jahre hatte er doch wohl Muße genug! Seine Mutter „soll“ sogar im Zustande der Verwirrung ganz vernünftiger Erwägungen fähig gewesen sein! War endlich wirklich sein kampfreiches Leben solchen vernünftigen Erwägungen hinderlich? Merkwürdig! Jesus sah sein Ende kommen; er empfand die Notwendigkeit seines Unterganges als größte Schwierigkeit nicht nur gegenüber seinem Messiasbewußtsein, sondern sogar auch gegenüber seinem Vaterglauben, sodaß er ohne den Ausweg des Menschensohngedankens notwendig an sich selbst irre geworden wäre! Oft kamen solche Stunden über ihn! Waren das nicht ebensoviele überaus ernste Mahnungen, sein Selbstbewußtsein energisch zu überprüfen und einer gründlichen Revision zu unterziehen? Wie, wenn er das nicht war, was er sein „wollte“! Wenn seine Gegner Recht hätten? Wenn er sich für den Höchsten hielt, weil er es sein wollte? Wenn die „innere Nötigung“ am Ende doch nichts war als der ungemessene Ehrgeiz, der es ihm unerträglich machte, „einer in der Reihe“ zu sein? Worauf konnte er sich denn dafür berufen, daß ihn sein inneres Gefühl, „den heiligen Geist zu besitzen“, nicht betrog? Auf seine „Wunder“? Als er als völlig gereifter Messias die Lehrtätigkeit begann, hatte er noch keines gewirkt und später waren ihm selbst seine Heilungen zu gering, daß sie für seine „einzige Mission“ als Beweis hätten gelten können! Auf die „Bußbewegung“? (Soden 79.) Die hätte auch Johannes in Anspruch nehmen können, und wenn sie auch Jesus anfangs verstärkte, später zerfloß sie ihm ja sozusagen unter den Fingern! So blieb ihm faktisch nichts übrig, als sich mit dem Bewußtsein zu trösten, „daß er den Geist Gottes besitze“ (id. l. c.) und somit bewegte er sich in einem ewigen Gedankenkreislauf, der unmöglich imstande gewesen wäre, ihm jene steinharte Gewißheit zu geben, der gegenüber alle Todesangst und Todesnot ihre Schrecken verloren, — so lange vernünftiges Denken und nicht etwa Zwangsvorstellungen seinen Willen beeinflussten. Wir sehen, es war Harnacks Meisterstück, wenn er sich hier lieber mit einem ? begnügte!

Zimmerhin würde rücksichtlich des bisher Gesagten der Name „Schwärmer“ oder, wie Rasmussen schöner zu sagen weiß, „Prophetennatur“, ausreichen! Aber zur Verbrechernatur wird uns dieser Christus, sobald wir seine Ansprüche auf die Messiaswürde in Form der Menschensohnsidee mit in Erwägung ziehen. Daß ihm beim Messiasstitel nie recht froh zu Mute war, dient mehr zu seiner Anklage als zu seiner Entschuldigung. Denn gekreut hat er sich doch, als ihn seine Jünger feierlich als Christus bekannten, — ja er hat sie durch seine Fragen absichtlich darauf geführt! Er hat sich dem Volke, der ganzen Nation, wenn auch nur einmal, aber mit Vorbedacht und nicht ohne komödienhaften Aufzug als Messias gegeben. Er hat vor dem Synedrium und bis zu seinem letzten

Atemzuge an diesem seinem Messiasanspruch festgehalten und seine Jünger mit raffinierter Berechnung systematisch dazu reif gemacht, daß sie ihn nach seinem Tode als in Herrlichkeit thronend erleben konnten: er trägt die volle Verantwortung für die Folgen seines Anspruches. Er wußte: Ich bin der Messias und bin es nicht! Er hat sogar die Notwendigkeit erkannt, und es auch verstanden, jener falschen Auffassung mit Erfolg wenigstens bei seinen Jüngern vorzubeugen, die ihm unbequem war. Er wollte kein politischer Messias sein und ward es daher auch nicht. Wenn er einem anderen, viel folgenschwereren Mißverständnisse nicht vorbeugte, so müssen wir wohl sagen, nicht, daß er es nicht vermochte, sondern daß er es nicht wollte.

Das allein würde aber die moralische Integrität des Charakters Jesu in einem sehr üblen Lichte erscheinen lassen, zumal es sich hier um nichts geringeres handelt, als um die Umrahmung seines Bildes mit dem Nimbus der Gottheit.

Das hat, von Soden zu schweigen, auch ein Bouffet übersehen! Er wehrt sich mit der größten Entschiedenheit dagegen, daß Christus positiv dazu beigetragen habe, dem Irrtume Vorschub zu leisten. So läßt er es nicht gelten, daß Jesus sich jemals als künftigen Weltenrichter proklamiert habe. Er lehnt es mit klugem Verständnisse ab, mit den übrigen (auch Harnack!) zu behaupten, Jesus habe sich ja nur eine stellvertretende Richtergewalt vindiziert; er lehnt es ab, obwohl „Weltrichtertum (und Präexistenz) in der Menschensohnidee beschlossen lag.“ Denn es ist ihm „undenkbar, daß Jesus, der mit einer Energie sondergleichen die Furcht vor dem allmächtigen Gott, der Leib und Seele verdammen kann, in die Herzen seiner Jünger prägte und der von dieser Ehrfurcht reden konnte, weil er sie in tiefster Seele teilte, nun sich an Gottes statt das Weltrichtertum hätte zusprechen können.“ Darum gibt es für ihn keinen Zweifel: „Hier hat in der Ueberlieferung unserer Evangelien der Glaube der Gemeinde gearbeitet.“ (99.) „Vor der Seele (Jesu) blieb ja der allmächtige Gott in seiner ganzen Erhabenheit; er drängte sich ihm (wie gütig!) nicht zur Seite.“ (98.) Wenn Bouffet dies als „das Höchste“ also als das non plus ultra im Charakterbilde Jesu bezeichnet, so finden wir eine derartige Bewunderung einfach unerklärlich. Man muß denn doch von Gott schon sehr sonderbare Vorstellungen haben, wenn man darin etwas besonderes findet, daß ihm ein Mensch nicht seine Rechte streitig machen will. Wir behaupten aber, und zwar auf Grund der von der Kritik als historisch erklärten Schriftstellen und der eigenen Aufstellungen Bouffets und Kollegen, daß Jesus mit Wissen und Willen seine Jünger auf eine Bahn geführt hat, die schließlich bei der Gottheit seiner Person anlangen mußte.

Jesu wußte so gut wie Bouffet, daß zu seiner Zeit „die Messias Hoffnungen im Judentume sich schwankend hin und her bewegten zwischen den Polen einer rein irdischen und einer transcendenten überweltlichen Auffassung“ (88); er wußte so gut wie Bouffet, daß

es für den Messias der überweltlichen Auffassung einen ganz bestimmten, „bereits geprägten und mit einem bestimmten Inhalt versehenen messianischen Terminus gab“, nämlich den danielischen Titel „Menschensohn“ (90), im Gegensatz zum „Sohne Davids“. Dennoch lehnte er letzteren Titel ab (88) und „spezifizierte (indem er sich ersteren beilegte) seine messianischen Ansprüche“ dahin, daß er „Messias in dem überweltlichen Sinne des Menschensohnes sei“ (91). Nun mußte er schon als Kind seiner Zeit, dem doch gewiß die messianischen Ideen seiner Landsleute besser bekannt waren als uns, wissen, „daß der jüdische Terminus Mensch-Messias den Anspruch auf Präexistenz und Weltrichtertum in sich einschließt“ (92), daß er sich also durch Wahl dieses Titels mit einer Person identifizierte, welche bei Freund und Feind als „eine überirdische Gestalt gedacht wurde, die vom Himmel kommt, vom Anfang der Welt her bei Gott ist, im Glanze göttlicher Herrlichkeit erscheint, sogar der Weltenrichter ist, sodaß er Gott aus dieser Stellung verdrängt“ (91). Um dieses Wort in diesem Sinne zu erfassen, brauchte er wahrlich nicht erst bis zum 30. Jahre die Synagoge zu besuchen.¹⁾ Harnack ist ehrlich genug zu gestehen, daß „für jeden gläubigen Juden . . . in dem Wirken des Messias Gott selbst zu seinem Volke kommt; dem Messias, der Gottes Werk treibt und der zur Rechten Gottes auf den Wolken des Himmels sitzt, Anbetung gebührt“ (S. 90).

Nehmen wir nun den besten Fall an, Jesus habe nur „in wenigen Augenblicken höchster Erregung“ sich den Menschensohn genannt, gerade dann mußte er, weil eben in großer Erregung gesprochene Worte am tiefsten haften bleiben, wieder zur Ruhe gekommen, erst recht dafür sorgen, daß nicht seine Jünger, auf deren Auffassung doch alles ankam, verleitet würden, „für ihn jenen gotteslästerlichen Anspruch zu erheben“ (92). Hier war es nicht genügend, daß er selbst weit entfernt war, sich zu vergöttlichen! Wenn er jenen Titel gebrauchte, ohne die neue Idee, die er ihm unterlegte, mit allem Nachdrucke zu betonen und die bisher allgemein von den Juden damit verbundenen Vorstellungen immer wieder entschieden abzulehnen, dann gab er durch diese von niemand erkannte „Umwertung“ dieses Begriffes positiven Anlaß für den traurigsten Irrtum der Weltgeschichte und hat er in den Herzen seiner Anhänger selbst neben dem Throne des Allmächtigen seinen Thron aufgerichtet und somit ist das Urteil des Synedriums: „Er ist des Todes schuldig“ auch nach Harnacks Schule das mildeste, das je ein menschliches Gericht ge-

¹⁾ Wenn Bouffet glauben machen möchte, Jesus habe aus dieser Vorstellung die Präexistenz und das Weltenrichteramt gar nicht adoptiert, so macht er seine Position noch schlechter: denn 1. bleibt dann für den Menschensohngebanten überhaupt fast kein Inhalt mehr und 2. würde Jesus eben dadurch, daß er bewußt nur die „Zeugenschaft“ beim Gerichte für sich in Anspruch genommen hätte, gezeigt haben, daß ihm der übrige, weitergehende Inhalt genügend gegenwärtig war.

sprochen, angesichts einer so beispiellosen „leichtsinrigen Vermessenheit“ (98) und Gewissenlosigkeit.

Wir glauben zwar hinlänglich bewiesen zu haben, daß die Position der neuen freien Richtung nach jeder Seite hin verloren ist. Dennoch möchten wir zur Beleuchtung des Leichtsinnes und der Gedankenlosigkeit, mit der diese Herren an die schwierigsten Fragen sich heranwagten, zur Kennzeichnung der wunderbaren Genügsamkeit, mit der sie sich mit den fadenscheinigsten und dürftigsten Antworten zufriedengeben, noch auf einen Punkt hinweisen.

Nur in „Augenblicken höchster Erregung“ und zwar erst unter der drückenden Voraussicht des unaufhaltsamen Unterganges, „erst am Ende seines Lebens“ hat Jesus nach Bouffet und allen seinen Kollegen — Neumann überbietet ihn noch — „vorübergehend und nur in wenigen Fällen nach dem Menschensohn-Titel gegriffen“ (94), sodaß er nicht einmal Zeit fand, „sich den vollen Inhalt seines Gedankenbildes, die Ideen der Präexistenz und des Weltrichtertums anzueignen“¹⁾ (95). Die politisch-nationalen Vorstellungen vom Messias hat aber Christus von Anfang an, wahrscheinlich vor der Taufe, zu der er ja als „Fertiger“ gekommen ist, sicher aber in „der Versuchung“ gänzlich abgelehnt. Was hat er sich denn dann in der Zwischenzeit, bevor ihm das Licht der danielischen Vision aufleuchtete, unter dem Messias vorgestellt? Einen Nationalheros? Den hat er abgelehnt! Eine himmlische, präexistente Gestalt? Himmlisch war sein Leib nicht und auf Präexistenz hat er nie Anspruch erhoben! Den Weltenrichter? Das wollte er überhaupt nicht sein, wenn Bouffet recht hat; wollte es erst sein, als er anfang, sich als Menschensohn zu fühlen, wenn die Uebrigen die Wahrheit sagen! Den Begründer des Messias-Reiches? Der war ja doch nur Gott, der allein ohne alles Zutun der Menschen, höchstens auf eine gewisse vorhergehende Disposition hin das Reich plötzlich herbeiführen wird! Was also dachte er sich unter dem Messias, der er sein wollte? Entweder überhaupt nichts, oder einen Bußprediger, der wie alle übrigen Propheten und zuletzt der Täufer die Menschen zur Umkehr aufzufordern hat und als unterscheidendes Spezifikum dazu vielleicht noch die Aufgabe besitzt, den Leuten zu sagen, daß das Reich Gottes schon an der Türe steht. Mit anderen Worten: Jesus mußte sich für das halten, was er nicht sein wollte: für einen „in der Reihe“, wenn auch etwa den letzten in der Reihe, den „abschließenden Gesandten Gottes“ (Wernle 32) also immerhin für einen Gesandten Gottes gleich den übrigen. Wahrlich, für diesen traurigen Messias war es gut, wenn er wirklich, wie Bouffet gegen Soden behauptet und die übrigen anzunehmen geneigt sind, Ekstasiker war, „der zu einem guten Teile seines Lebens in den Sphären jenseits des taghellen Bewußt-

¹⁾ Wir haben oben gezeigt, daß diese letztere Behauptung eher darauf zurückzuführen ist, daß die modernen sich nicht Zeit nehmen, mit ihren eigenen Behauptungen ins Reine zu kommen!

jeins lebte" (11). Die Entschuldigung: "Er ist von Sinnen" (Mc. 3, 21.), ja sogar die Anschuldigung: "Er ist besessen" ist noch eine milde Beurteilung gegenüber jener, welche ihm "eine kerngesunde Natur" zuerkennt, die "nichts von Ekstase oder Visionen" an sich hatte, "der alles, was er sagt, kristallklar ist" und "die sofort den entscheidenden Punkt findet", in deren "Geist sich auch die verwickeltsten Fragen wie durch einen Zauber lösen"¹⁾ (Soden 87). Bouffet hätte wahrlich gut daran getan, wenn er seinem Messias eine etwas geringere Dosis "Instinkt für Wahrheit und Wirklichkeit" verordnet hätte!

Der Neugier halber sei es uns gestattet, den Lesern einen Begriff zu geben, wie denn die Kristallklarheit des Geistes Christi nach Soden in Praxi ausgesehen hat. Wenn dieser Gelehrte mit seinem Urteil über Jesus das Richtige getroffen hat, dann hat Christus sein Denkvermögen sehr wenig strapeziert. Bekanntlich bildete die Nähe des Messiasreiches das Hauptthema der Predigt Jesu. Nach Soden hat aber Christus gar nie darüber nachgedacht, was wir uns denn unter dem Reiche Gottes eigentlich vorstellen sollen. Er hat nur gewußt — natürlich völlig irrtümlich, — daß es kommt; es war ihm bloßer "Grenzbegriff" (76). Man mochte ihn fragen um das Was dieses "Es kommt"; um das Wann, um das Wie, — er hatte stets nur die eine Antwort: Es kommt. Es war ihm ein Zeitbegriff ohne Zeitbestimmung, ein Satz ohne Subjekt und ohne Verbum finitum, ein bloßes Partizip, nur mit der Nebenbestimmung: Gott allein bringt es! Und dieses Partizip war der Inhalt seiner Predigt und seine ganze Sittenlehre ist nur eine Konsequenz aus der sicheren Erwartung der Verwirklichung dieses Partizips (cf. S. 78). Natürlich ergab sich für Jesus aus der Inhaltlosigkeit des Gottesreichsbegriffes eine völlige Entleerung der Messiasidee von allem, was das Volk bisher damit verknüpfte, da ja Messias und Messiasreich korrelate Begriffe sind. — Wenn, so müssen wir da wohl sagen, wenn das Volk "diese von Jesus verkündete (totale) Umwertung (recte: Entwertung) aller Werte nicht mitmachen konnte", so kann ihm das nur zur Ehre angerechnet werden.

2. Doch stellen wir uns einmal auf den Standpunkt Wernles, der bei der Entstehung des Selbstbewußtseins Christi "verstandesmäßige Reflexionen" prinzipiell ausschließt, weil er weiß, daß solche nur "das Selbstbewußtsein eines gescheiten Theologen, aber nicht des Gottesohnes" begründen können (31) und nehmen wir an, hier könne nur einfacher, innerer Zwang maßgebend gewesen sein (32)! Da entsteht für uns die Frage: War das Wahn oder gesunde Natur? Wir

¹⁾ Wie Soden auf Grund der von ihm als historisch beglaubigten Berichte des Armarthus und der Logien von Christus eine so hohe Meinung — ich will nicht sagen: beweisen, sondern überhaupt nur fassen kann, das muß jeden nüchternen Leser seines Evangeliums zur Ueberzeugung bringen, daß er hier zu viel des Guten getan hat, um die bittere Pille etwas zu versüßen.

könnten nun wieder darauf hinweisen: Ein „übermenschliches Selbstbewußtsein“ (S. 29) kann nie gesundes Naturprodukt eines Menschen sein. Wir wollen aber nicht mehr darauf zurückkommen, nicht unser Denken, sondern die Geschichte fragen, ob nicht am Ende diese trotz allem das „übermenschliche“ Selbstgefühl Jesu bestätigt hat! Was ist es also mit der zweiten Messiaslegitimation Jesu, mit dem Zeugnisse der Geschichte? Hat die Geschichte wirklich, wie uns die Modernen glauben machen wollen, den „historischen Christus“ legitimiert? Man muß eigentlich staunen über die Kühnheit, mit der diese Herren das Zeugnis der Weltgeschichte für ein Wesen in Anspruch nehmen, das vor Harnack die Geschichte gar nicht gekannt hat! Ich möchte jenes Jahrhundert, nein, jenes Jahrzehnt kennen, das einem Menschen als Messias oder auch nur als absolut höchsten „Führer der Zeiten und Völker zu Gott“ gehuldigt hätte, den es sich als gewöhnlichen, wenn auch religiös-einseitig äußerst begabten Juden vorstellte, der in allen nichtreligiösen Fragen ebenso unwissend war wie „ein galiläischer Bauer“, in Bezug auf Religion aber eine zwar neue glückliche Formel für das Verhältnis des Menschen zu Gott gefunden hat, die jedoch sowohl in seiner Brust, wie in den Generationen nach ihm von einem wahren Dornengestrüpp von Widersprüchen und Naivetäten überwuchert wurde, bis sie unter dem genialen Hauche eines Harnack zur Welttätigkeit erwachen sollte. Fragen wir die Geschichte, wem denn die Menschheit das Recht zuerkannte, Messias genannt zu werden, so schallt uns aus allen Jahrhunderten in gewaltig anschwellender Kraft jene Antwort entgegen, welche vor 1800 Jahren arme Slavinnen dem Statthalter Plinius von Bethynien gaben, daß sie an einem bestimmten Tage zusammenkämen, „um Christo als Gott ein Loblied zu singen“. Wenn es überhaupt eine Stimme gegeben hat, die von ihrem Messias so redete wie Harnack und seine Richtung, dann ist sie schon im 1. Jahrhundert ungehört verhallt. Derjenige, dem die Weltgeschichte die Messiaskrone flocht, ist der Gottmessias, nicht der Messias-Mensch!

Doch die Herren, die für ihren Christus das Zeugnis der Weltgeschichte in Anspruch nehmen, meinen damit nicht so sehr die Bestätigung des Anspruches Jesu, der Messias zu sein, — sie glauben ja selbst nicht an diese seine Würde, weil die Messias Hoffnung der Juden nach ihrer Anschauung überhaupt ein großer Irrtum war (Neumann 144f) — sondern sie wollen damit behaupten: Wenn Jesus sich für den „Sohn Gottes“ hielt, für den Lehrer aller Zeiten und Völker, für den, der in religiöser Hinsicht über alle Menschen aller Zeiten hinausragt, so hatte er nach dem Zeugnisse der Weltgeschichte wenigstens insoweit recht, als er der größte religiöse Genius war, als in ihm wirklich die Blut der Gottinnigkeit am reinsten gebrannt hat, als er auch uns und allen nach uns Führer sein kann zum „Vater“. — Nehmen wir einmal an, dem wäre wirklich so; dann wäre gerade dies ein vernichtendes Argument gegen die Harnacksche Schule! Ist

Jesus nach dem Zeugnisse der Geschichte wirklich der Vollender, der uns das Höchste zu sagen hat, hinter dem niemand mehr kommt, seine Lehre zu vervollkommen, dann ist es Felonie gegen den Führer, Ueberhebung über den Vollender, Verleugnung der Voraussetzung, wenn unsere Herren Kritiker die religiöse Weltanschauung Jesu, wie sie dieselbe doch selbst dargestellt haben, nicht bloß in nebensächlichen Fragen, sondern im Kernpunkte korrigieren, umdeuten und umwerten, um sie für uns plausibel zu machen; dann muß sich die Kritik, will sie sich selbst treu bleiben, einfach auf den Boden — der katholischen Kirche stellen: an eine übernatürliche Offenbarung, an eine göttlich inspirierte Schrift, an den mosaischen Ursprung der Thora, an das Kommen Jesu zum Gericht, an eine ewige Verdammnis glauben. Bleibt sie aber dabei, daß Jesus in so wesentlichen, ausgesprochen religiösen, ja fundamentalen Fragen geirrt hat, dann ist es mindestens unbewußte Heuchelei, wenn man den Anschein erwecken will, Jesu extremes Selbstbewußtsein sei als adäquate Beurteilung seiner selbst von der Geschichte bestätigt worden. — Was hat denn Christus gelehrt, worin er sich nicht geirrt hat? Wenn die jüdischen Gelehrten Harnack den Vorhalt machen wollen: „Was wollt ihr mit eurem (i. e. Deinem) Christus? — Er hat nichts Neues gebracht“; so antwortet er ihnen mit Wellhausen: „Gewiß, das, was Jesus verkündigt, was Johannes vor ihm in seiner Bußpredigt ausgesprochen hat, das war auch bei den Propheten, das war sogar in der jüdischen Ueberlieferung seiner Zeit zu finden. Selbst die Pharisäer hatten es; aber sie hatten leider noch sehr viel anderes daneben“ (Harnack 30 f.). Was aber wird er uns antworten, wenn wir auch von seinem und der Seinen Christus konstatieren müssen, daß auch er bei allem Schönen, das er gebracht hat, „leider noch sehr viel anderes daneben hatte“? Jesus verkündete — und das war das Hauptthema aller seiner Predigten — die Nähe des eschatologischen Gottesreiches, einer ausschließlichen Gottesstat, die, mit einer totalen Umwälzung der Erde verbunden, durch ein grandioses Weltgericht des Messias oder etwa Gottes selbst eingeleitet werden sollte, um den einen ewige Seligkeit, den anderen ewige Verwerfung zu bringen. Soviele Begriffe, so viele Irrtümer, geschichtlich erwiesene Irrtümer! Die Nähe dieses Gottesreiches: ein Irrtum! Die Wirklichkeit der Gründung desselben: ein Irrtum! Die totale Umwälzung der Welt: ein physikalisch bewiesener Irrtum! Die Existenz des Weltgerichtes: sowohl der Form, wie dem Begriffe nach ein Irrtum! Die ewige Strafe: ein offen am Tage liegender Widerspruch mit dem Vaterbegriffe, also mit jener Lehre, die das einzige bleibende Verdienst Christi bildete! Was bleibt denn da eigentlich noch übrig? Daß er allein, wie er behauptet, Gott vollkommen erkenne? Aber als Theoretiker war er ja doch noch von anthropomorphen Vorstellungen besungen (Otto) oder hat er doch überhaupt nichts Neues gebracht noch bringen wollen (Bouffet)! Oder hat er etwa Gott in seinem Verhältnisse zu uns und unser

richtiges Verhalten gegen Gott am korrektesten erfaßt? Weit gefehlt! Er dachte sich ja wohl Gott als Vater, dessen Liebe auch in dem scheinbar dunklen Walten der Geschicke „der letzte Sinn“ sein soll! Aber hinter dem natürlichen gegenwärtigen Weltenlaufe lag für ihn ein unendlich längerer, allein in Betracht zu ziehender, ewiger Zustand, auf den er immer hinblickte, dem seine Predigt galt und in welchem er ein Verhältnis Gottes zum Sünder und des Sünders zu Gott mit den erschütterndsten Worten und aus innerster Ueberzeugung der Wahrheit seiner Lehre verkündigte, welches man doch schwerlich mehr als väterliches, beziehungsweise kindlich-frohes bezeichnen kann! Oder sollte vielleicht die ewige Dauer des niemals erlöschenden Feuers, des niemals sterbenden Wurmes, das Heulen und Zähneknirschen der Verdammten auch als letzten Sinn — reine Liebe haben? Das ist denn doch etwas schwer glaublich! Wir stehen da vor einem sehr ernstern Dilemma: Ist es die richtige Vorstellung vom Vatergott, wenn man ihn sich mit Jesus denkt als einen, der „Leib und Seele zu verderben“ bereit ist? Oder ist es eine reinere Idee, wenn die freie Schule lehrt, daß Gott nur Vater, nicht aber auch Richter sein könne? Wenn ersteres, warum glauben die Herren nicht? Wenn letzteres, warum behaupten sie, daß in Jesu Brust das Kindesbewußtsein am allerlautersten geherrscht? Wenn die Weltgeschichte sich für ihren Christus entschieden hat, warum lehren sie sich wider ihn? Haben aber sie recht gegen Christus und Geschichte, dann haben sie selbst viel mehr Ursache, sich für den Vollender zu halten als Jesus; dann war Luther, dann ist jetzt zumal Harnack über Jesus hinaus und daher ein lebendiger Beweis dafür, daß sich der „historische“ gründlich getäuscht hat in der Beurteilung seiner selbst; daß er nicht nur einer in der Reihe, sondern nicht einmal der Größte in der Reihe — nicht etwa der Propheten, sondern der besseren Alltagsmenschen gewesen ist.

Wendet sich vielleicht dieses Dilemma mit Rücksicht auf Jesu Ethik? Nein, nicht im geringsten! Jesu ganze Sittenlehre basierte auf seiner verschobenen Idee vom Reiche Gottes und auf seiner Erwartung des baldigen Weltgerichtes. Ist nicht auch hier die Kritik über diesen Irrtum erhaben? Sehen wir aber ganz davon ab, ob Bouffet richtig urteilt, wenn er behauptet, das Evangelium kenne keine absolute Moral, sondern habe stets Lohn und Strafe vor Augen, oder ob wir mit Otto in demselben Evangelium den Beweis finden können, für Jesus sei die Sittlichkeit etwas schlechthin Verbindliches gewesen, in jedem Falle bleibt die Frage bestehen: Ist es das Ideal unseres Verhaltens Gott gegenüber, ist es das absolut vollkommenste Kindesverhältnis zu Gott, wenn wir ihn nicht bloß lieben, sondern auch fürchten? Wenn für Jesus „Religion — Atmen war in der Furcht Gottes“ (Harnack 22), hat er da am lautesten unser richtiges Verhalten gegen Gott geoffenbart oder aber ist es vielleicht ein reineres Kindesheitsgefühl und schönerer Gottesdienst,

wenn jeder Gedanke an Furcht ferngehalten wird? Diese Frage kann umso weniger verdeckt werden, weil ja „wo die Furcht fehlt, Jesu Gottesglaube gar nicht mehr ist“ (Wernle 56)! Wenn nun erstens, warum entstellen dann die Kritiker Jesu ethische Grundnorm, anstatt sich ihr zu beugen? Wenn letzteres, wie können sie behaupten, daß in Jesu Herz, der doch die Furcht vor dem Allmächtigen „in tiefster Seele teilte“, die Liebesgemeinschaft mit Gott am innigsten begründet war, so daß er sich in dieser Beziehung selbst über alle Engel erhaben dünken durfte? Berühren diese Kardinalpunkte auch nur die vergängliche Form, die zeitlich bedingte Hülle seiner Lehre, oder treffen sie nicht vielmehr den Kern? Man könnte es ja vom Standpunkte des Unglaubens am Ende noch verzeihlich finden, daß Jesus die Thora für den unverbrüchlichen Willen Gottes, für göttliche Offenbarung und Gesetzgebung hielt, obwohl sie nicht bloß „unterchristlich ist, sondern sogar im Vergleich zur Blütezeit der jüdischen Religion ein Stadium tieffstehender Frömmigkeit repräsentierte; man könnte es Jesu noch verzeihen, wenn er in der alten heiligen Schrift einen kommenden Messias geweisssagt zu finden glaubte und ihm sein Bewußtsein diktierte, daß er selbst es sei, obwohl es schon ziemlich fatal ist, wenn im ganzen alten Bunde von einem Messias nicht ein Wort steht (c. f. Neumann 144 f.), besonders wenn der Messias „selbst für einen Juden ein Archaismus war“ (Wernle 30); wir könnten es ihm zugute halten, wenn er bloß rücksichtlich der Nähe des Gottesreiches einen zu kleinen Maßstab der Zeiten angelegt hat, wenn er sich dasselbe etwa auch noch etwas allzufinnlich ausgemalt und „alle jüdischen Utopien von der Fülle alles äußeren Glückes, von dem goldenen Jerusalem und der Herrschaft der Frommen . . . als jüdischer Bußprediger und Utopist geteilt hat“ (Otto 55), auch wenn er rücksichtlich der Geburtswehen dieses Reiches sich allzusehr vom „Milieu“ abhängig erwies; ja sogar, wenn er von Gott ein bißchen anthropomorphistisch dachte! Wenn er aber die Vateridee, sein eigentlichstes Werk verunstaltet hat, wenn er das Kindesbewußtsein Gott gegenüber nur getrübt in seiner Brust trug und durch seine Drohpredigten auch in uns entstellt hat: da möchten wir denn doch fragen, mit welchem Rechte dieser Handwerksmann und spätere Wanderprediger sich selbst für den „Gottesohn“, den Unerreichten und Unerreichbaren ausgeben konnte und noch mehr, mit welcher Stirne Harnacks Schule ein so exorbitantes Selbstbewußtsein, welches den Tatsachen geradezu Hohn spricht, mit ihrem und dem Zeugnisse der Weltgeschichte zu bestätigen wagen kann! Wer von mir wenigstens fordern würde, ich solle ein Gleichheitszeichen setzen zwischen dem von der Kritik geschilderten Urteile Jesu über sich selbst und seiner oben geschilderten Bedeutung, dem müßte ich antworten, daß ich mich zu einem solchen Glauben nicht erschwingen kann. Mein Glaube ist nicht stark genug, Berge zu versetzen, geschweige denn die Denkgesetze auf den Kopf zu stellen.

(Schluß folgt.)